JOSEPH AUG. LUX

DER STÄDTEBAU
UND DIE GRUNDPFEILER DER HEIMISCHEN BAUWEISE





DER STÄDTEBAU UND DIE GRUNDPFEILER DER HEIMISCHEN BAUWEISE

ZUM VERSTÄNDNIS FÜR DIE GEBILDETEN ALLER STÄNDE NAMENTLICH ABER FÜR STADTVERORDNETE, BAUMEISTER, ARCHITEKTEN, BAUHERREN ETC.

VON JOSEPH AUG. LUX

1908

VERLAG VON GERHARD KÜHTMANN · DRESDEN

INHALTS-VERZEICHNIS.

Vorwort.

Es kann nicht der Zweck dieses Buches sein, dem Baukünstler ein Neues zu sagen. Hier sind Dinge behandelt, von denen man wünschen darf, daß sie von der Allgemeinheit erkannt und in den Kreis ihrer lebendigen künstlerischen Interessen gezogen werden. Es ist also vielmehr der Zweck des Buches, dem Baukünstler vorzuarbeiten und weiterhin eine lebendige Baugesinnung zu erwecken, wo sie dringend not tut, bei allen jenen, von denen das Bauen mittelbar und unmittelbar abhängt, bei den Einflußreichen in Stadt und Land, bei den Baumeistern und Bauherren, bei den Studierenden, wie überhaupt vor allem bei dem Laien, der selbst als Mietbewohner mit seinem Wohl und Wehe vom Bauen abhängt. Vom schönen Bauen hängt die Schönheit des Landes oder der Stadt, die Gesundheit und die Lebensfreude der Menschen ab, ja, selbst der Bestand der Künste und der Gewerbe, die verfallen müssen, wenn das schöne Bauen verfällt. Das schöne Bauen beruht nicht in der Fassadenkunst, in der Ziermacherei oder in den Täuschungen, die seit einem halben Jahrhundert das Aussehen der Städte und Provinzen so heruntergebracht haben. Es genügt nicht, in Bilderbüchern die schlechtaussehenden Häuser der Gegenwart

mit den ungleich vornehmeren und schlichteren Bauerscheinungen vor einem Jahrhundert zu vergleichen und auf diesen Vergleich eine äußerliche Ästhetik zu gründen, wenngleich damit für den ersten Augenblick viel Gutes getan ist. Es darf nicht die Meinung entstehen, daß die gut aussehenden Häuser und Anlagen, die vor einem Jahrhundert entstanden sind, ohne weiteres als Stilvorlagen zum äußerlichen Nachbilden dienen können. Wenn auch der guten Sache für das allgemeine Verständnis lediglich von der ästhetischen Seite beizukommen ist, so muß auch hier tiefer geschürft und nach den inneren lebendigen Notwendigkeiten geforscht werden, die zur schönen Bauform führen. Ausgangspunkt ist weder das Äußere der Häuser vor hundert Jahren, noch irgend eine Totenmaske vergangener Stile, sondern das Leben mit seinen Erfordernissen. Es gilt die Erkenntnis, daß das Bauen eine Kunst ist, die nicht länger bloßen Unternehmern und Spekulanten überlassen bleiben darf, wenn das ganze Lebensbild in den neuen städtischen Wohnvierteln und weiterhin in den Kleinstädten und Dörfern nicht für immer den häßlichen Stempel der Verrohung und der Lieblosigkeit tragen soll, der ihm von der zügellosen Bau- und Bodenspekulation aufgedrückt ist. Was uns an der älteren heimischen Bauüberlieferung mit Recht entzückt, ist nicht die äußere Form, sondern die vornehme Baugesinnung, die damals noch Gemeingut war. Nicht also wegen der Form, sondern wegen dieser Gesinnung, regen sie zur Nacheiferung an. Zwar sind seit einigen Jahren die künstlerischen Grundsätze des Bauens häufiger in Zeitschriften und Tageszeitungen und in einigen populären Büchern behandelt worden, aber noch immer geht der größte Teil

der Gebildeten diesen Fragen aus dem Wege, obgleich sie sich bei jedem Schritt und Tritt auf der Straße, vor jedem öffentlichen Bauwerk, im Miethaus und in der Wohnung, in der Stadt so gut, wie auf dem Lande, aufdrängen. Der sogenannte Gebildete erblickt darin mit Unrecht lediglich Fachfragen, von denen er meint, daß sie ihn nichts angehen. Aber diese Fragen und die Erkenntnisse, die sich mit ihnen einstellen, sind allgemeiner Natur, die jeden angehen und recht eigentlich zur allgemeinen Bildung gehören; nur der Entwurf und die Ausführung sind Sache des Künstlers und seiner Werkleute. Der Künstler wird es um so leichter haben und um so freier den Gesetzen der nur von ihm vollerkannten Schönheit, die alle praktischen und hygienischen Forderungen als selbstverständlich einschließt, folgen können, je mehr er sich auf eine gebildete und verständige Laienschaft stützen kann. Denn schließlich ist auch der Fachmann ein Produkt der Allgemeinheit, was bei der Architektur mit ihrer vielfachen Gebundenheit an äußere Verhältnisse doppelt ins Gewicht fällt. Bauen heißt bilden. Wie hoch ein Volk zu bilden ist, zeigt sein Bauen.

Das Bauwesen als Bildungswesen zu fördern, ist der Zweck dieser Schrift. Die Allgemeinheit an der Baupolitik, die jeden angeht, zu beteiligen, und die Brücken zu legen, die zum allgemeinen Verständnis der künstlerischen Aufgaben führen, ist der Sinn dieser Aufsätze, die insofern aus der Praxis hervorgegangen sind, als sie in der Zeit ihrer Entstehung an positiven Fällen mitzuwirken suchten, teils um Bauverständnis zu erwecken, Ansprüche und Bedürfnisse anzuregen, künstlerische Aufgaben zu fördern oder zu verteidigen und in einigen durchaus nicht seltenen Anlässe, zum

Glück nicht immer erfolglos, Vandalismus und Bauverbrechen im einzelnen zu verhindern. Mit der Buchausgabe verbindet sich die Hoffnung, daß diese Arbeiten in dem gleichen Sinn weiterwirken und wenn auch im bescheidenen Maß ein Gutes fördern helfen können.

Dresden-Blasewitz, Winter 1907.

Joseph Aug. Lux.

Mißstände der Gegenwärtigen Großstadtanlagen. Das Wohnungselend im Zusammenhang mit unserer wirtschaftlichen Verfassung.

In den letzten fünfzig Jahren haben unsere Städte eine Umwandlung erfahren, wie früher niemals im Laufe von Jahrhunderten. Herrlich zusammengestimmte alte Stadtbilder mußten schwinden, um Neuschöpfungen Platz zu machen; wertvolle Baudenkmäler, behagliche Plätze und traute Gassen wurden unbedenklich den Anforderungen der neuen Zeit geopfert. Was geschehen ist, ist immer im Namen des Fortschrittes geschehen. Der Fortschritt verlangte breite Straßen, bequem für den Verkehr und für den Luft- und Lichtzutritt, gesundes und billiges Wohnen für die in ungeheurer Zunahme begriffene Stadtbevölkerung, alle möglichen technischen Vorkehrungen, die das Leben erleichtern, und endlich Schönheit, die das Leben mit Freude erfüllen soll. Dieser Fortschritt war mit den alten Stadtteilen, so wie er sie antraf, nicht zufrieden. Die Gassen waren ihm teils zu eng, teils zu krumm, die Plätze zu klein und allzu geschlossen, zu gemächerartig, die Wohnhäuser zu niedrig und der ganze Stadtbereich zu beschränkt, um die zuströmende Menschenmenge zu beherbergen. Dieser

Fortschritt mit seinen gleißenden Gaben stand an der Wiege unserer großstädtischen Bauordnungen, die in den letzten fünfzig Jahren die neue Ordnung der Dinge geschaffen haben. Die alten Straßen wurden eingerissen und erweitert, die Geschlossenheit der Plätze wurde aufgetan, neue Vorstädte der alten Innenstadt angehängt und kein Denkmal, keine Überlieferung geschont. Niemand erwartete zunächst eine Schonung von Kunst- und Gefühlswerten, weil es eine ganz lächerliche Sache wäre, Gnade zu verlangen, wenn es irgend jemandes Geldbeutel berührt und jenen Fortschritt hemmt, der vorgibt, so viel Gutes und Besseres an Stelle des Alten zu setzen. Man kann heute die Großstädte im Sinne der bestehenden Bauordnungen als fertig ausgebaut betrachten, wenn man von einigen Resten alter Schönheit, die von der Demolierungswut wie durch ein unbegreifliches Wunder verschont blieben, absieht. Nun es einmal so weit gekommen ist, ist die allgemeine Stimmung geneigt, eine Art Bilanz zu führen und bedächtig abzuwägen, ob die Früchte jener Tätigkeit auch annähernd den Verheißungen entsprochen, die am Anfang jener behördlich bevormundeten Bauperiode standen, die man in der Theorie als gegenwärtig abgeschlossen betrachten kann. Unsere neu ausgebauten Städte sind so ziemlich in allen Punkten das schnurgerade Gegenteil von dem geworden, was die Städte von einst waren.

Alle neuen oder erneuerten Straßen sind breit angelegt, als ob sie auf den stärksten Verkehr warten würden, auch in den äußersten Vorstädten, wo das großstädtische Getriebe fast zu ländlicher Stille abflaut. Schnurgerade verlaufen die Straßenzüge, von Luft und

Licht überflutet, die hohen Häuserzeilen sind stucküberladen und ornamentiert, wie einstens nur die Paläste, und es scheint, als ob es ein herrliches Dasein wäre in einer solchen Stadt. Beim näheren Zusehen aber entpuppt sich die ganze Großzügigkeit als Lüge und Maskerade. Ein einziger Blick in die Hofräume genügt, um das Elend der großstädtischen Wohnungsverhältnisse, das sich hinter dieser Scheinarchitektur verbirgt, zu offenbaren. Wo irgend ein neuer unvollendeter Baublock mit einem bescheideneren und solideren Nachbar aus früherer Zeit zusammenstößt, wird das Elend der unzähligen Hofwohnungen, das mit dem System der Mietskasernen unsere Städte betroffen hat, umso augenfälliger. Die Mietskaserne sowie das ganze Wohnungselend ist ein Ergebnis unserer baubehördlich vorbestimmten Großstadtanlagen und eines jener Rübezahlgeschenke, die als Gold in Kauf genommen und über Nacht als armseliger Trug erkannt wurden. Die alte Architektur setzte ihr bestes Können in die Ausbildung der Höfe, die großen Sälen gleichen, heute noch, wo man sie findet, ein Gegenstand unseres Entzückens und für ihre Bewohner ein ebenso schöner als gesunder Ausblick und Aufenthalt. Architektonisch vornehm ausgebildet, oftmals durch irgend ein Grünes belebt, verliehen sie dem ganzen Hause den Zauber der Wohnlichkeit, der jeden erfaßte, der den Hausflur betrat. Unsere gipsüberladenen Mietshäuser haben nichts von jener anheimelnden Wohnlichkeit aufzuweisen, den protzenden Fassaden entsprechen gefangenhausmäßige, meist luft- und lichtleere Hintertrakte, die den ironischen Namen „Lichthöfe“ führen. Die Bauordnung schreibt ihnen da und dort allerdings ein gewisses Ausmaß vor, und zwar 15% der Baufläche,

aber der findige Bauspekulant führt zwei Lichthöfe auf, die zusammen jenes Ausmaß ergeben, und hat dadurch mehr Fensteröffnungen für eine um so größere Anzahl kleiner, minderwertiger Wohnungen gefunden, die man mit derselben unfreiwilligen Ironie, die ein Merkmal unserer Zeit ist, „billige Wohnungen" nennt. Auch das ist eine Erfüllung, die die große städtische Bauweise versprochen hat. Es stimmt mit ihren Erfüllungsmöglichkeiten überein, daß diese billigen Wohnungen gerade die teuersten sind. Die Wohnungen von ein bis zwei Zimmern sind verhältnismäßig im Preise höher als solche von drei bis vier und mehr Zimmern.

Der Durchschnittspreis einer Hofwohnung, bestehend aus Zimmer und Küche, beträgt in Wien 400 Kronen und in Berlin 275 Mark und verschlingt ungefähr den vierten Teil des Einkommens des durchschnittlichen Arbeiters oder des kleinen Beamten und somit jener Bevölkerungsschicht, die das Hauptkontingent der Großstadteinwohnerschaft ausmacht. Es sind Preise, die einstmals in der Stadt und heute nur noch fern von ihr das Bewohnen eines eigenen kleinen Häuschens mit Garten ermöglichen. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß jene fälschlich billig genannten, in Wahrheit überteuerten Wohnungen die für das Kulturleben unentbehrlichen Einrichtungen, wie Bad und eigenes Klosett, entbehren. Die Wohnungsenquete sämtlicher Großstädte führt zur Tatsache, daß der arme Mann die höchsten Preise zahlt. Naturgemäß sind die Miethäuser mit den sogenannten billigen Wohnungen die besten Spekulationsobjekte. Der Aufbau vieler Stockwerke übereinander, die Ausnützung des Baugrundes zur Schaffung vieler Wohnungen

sollte im Sinne der großstädtischen Bauordnungen zur Verbilligung der Mietpreise führen. Es liegt in der verhängnisvollen Logik unserer Wirtschaftspolitik, daß gerade diese Maßregel zum Gegenteil ausschlug und durch die raffinierte und unlautere Ausnutzung des Baugrundes die Bodenpreise ins Fabelhafte steigerte, was wieder verteuernd auf die Mietpreise zurückwirkte. Man nennt das mit einem sehr loyal klingenden Namen: „Größtmögliche Verzinsung des Baukapitals". Dem verderblichsten Bodenwucher sind Tür und Tor geöffnet, und seine korrumpierende Wirkung ist in wirtschaftlicher, künstlerischer und ethischer Beziehung in gleicher Weise fühlbar. An dem ehernen Gesetz „der größtmöglichen Verzinsung des Baukapitals" scheitern alle Bemühungen des Künstlers, dem Dasein der Familie organisch angemessene Wohnungszustände zu erschwinglichen Preisen zu verschaffen. Zur künstlerischen Ohnmacht verurteilt, wird der moderne Architekt bestenfalls vor die unwürdige Aufgabe gestellt, im Dienste der Spekulation, die eines lockenden Aushängeschildes bedarf, eine vielversprechende Fassade zu machen, hinter der sich das alte Wohnungselend verbirgt. Der wirtschaftlich schwache Mensch ist lebenslänglich an den großstädtischen Wohnungskerker gekettet und jeder Aussicht benommen, das einzig menschenwürdige und der geistigen, körperlichen und sittlichen Entwicklung der Familie fördernde Wohnen im eigenen Häuschen zu erreichen, weil auch die im weiten Umkreis der Stadt emporschnellenden Grundpreise jeden solchen Gedanken grundsätzlich ausschließen. In jenem Umkreis der Stadt, wo ländliche Verhältnisse vorherrschen und eine Bevölkerung von Weinbauern und Ackerbürgern eine bodenständige Kultur und

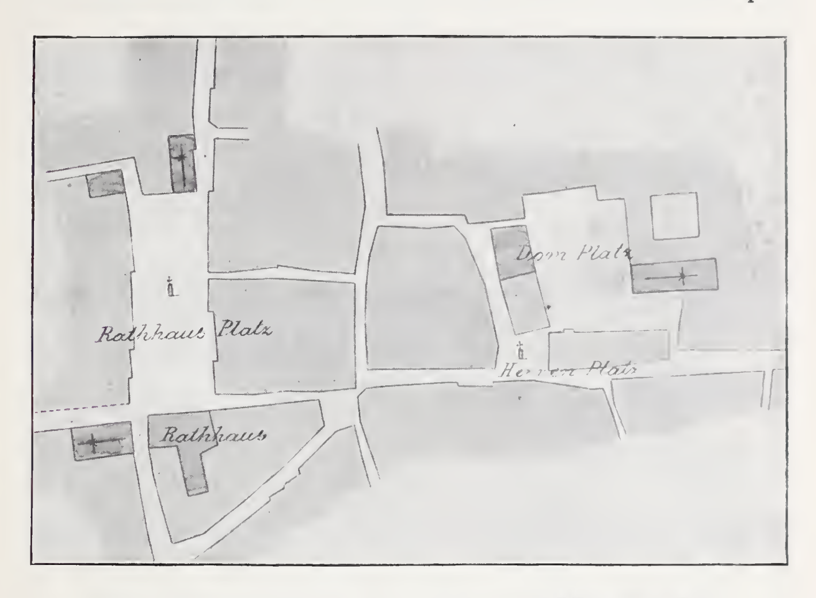
Tradition behüteten, löst der zersetzende Einfluß der Großstadt alte wertvolle Sitten und Kulturbestände auf. Die ohne jedes Zutun oder persönliches Verdienst des Besitzers emporschnellende Grundrente macht den friedsamen Ackerbürger über Nacht zum geldgierigen Miethausspekulanten. Die einst so herrlichen Gartenvorstädte, die Freude, Schönheit und Gesundheit der Städte, sind größtenteils verschwunden und keine Andeutung des einstigen entzückenden Bildes blieb in den öden großstädtischen Straßenzeilen erhalten, die an ihrer Stelle aus dem Boden wuchsen.

Wenden wir uns wieder der Straße zu. Der übliche Stadtregulierungsplan hatte durch eine regelmäßige Anlage mit breiten geraden Straßen etwas Besseres schaffen wollen als die unregelmäßigen Altstädte oder alten Innenstädte, und er hatte sich dabei wesentlich auf die Forderungen der Hygiene und der Verkehrsfreiheit gestützt. Mehr oder weniger deutlich erwacht heute das Bewußtsein, daß man eine vollkommen verfehlte Stadtanlage erzielt hat. Man hat lauter Verkehrsstraßen geschaffen und keine Wohnstraßen. Die meisten der breiten Straßen müssen naturgemäß verkehrsarm bleiben, und weil keine übersichtliche Trennung von Verkehrsstraßen und Wohnstraßen vorgesehen war, so erhielt der Verkehr eine unübersichtliche Zersplitterung, die sich auch auf das großstädtische Verkehrsleben bezieht, dem sich ebensowenig genügende Geschäftsadern wie für das öffentliche Leben notwendige Sammelpunkte bieten. Auch die schnurgerade verlaufenden Straßenzüge und die weiten, offenen Plätze erweisen sich sowohl in gesundheitlicher als künstlerischer Hinsicht als vollständig unzulänglich. Als rechte Zug- und Stauberzeuger vermögen sie nicht mehr wie die

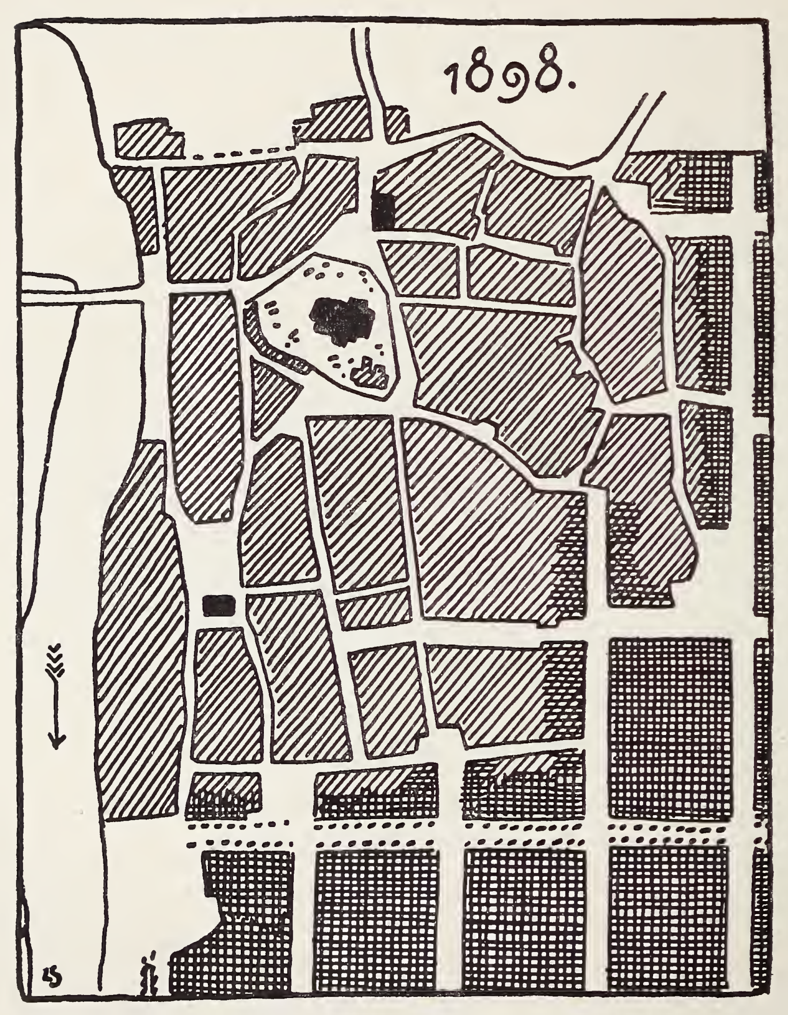
alte Stadtanlage die klimatischen Differenzen auszugleichen und die Wetterunbilden zu mildern, und sie behindern endlich infolge ihrer gleichförmigen Geradlinigkeit jede künstlerische Entfaltung, die im alten Stadtbild unbeschränkte Möglichkeit besaß. Im alten Stadtbild gehen die Straßen in leichten Kurven aus und ein, und man gewann in wechselnden Bildern den Anblick der individuell belebten Häuserfronten. Im neuen Stadtbild gleitet der Blick, von keinerlei Augenruhepunkten unterstützt und erfrischt, die langdurchgehenden und nichtssagenden Straßenzeilen hinab. Es mag sich zum Teil daraus erklären, daß die meisten Menschen heutzutage architekturblind und in einem weiteren Sinne kunstblind geworden sind, denn wenn sie es nicht wären, würden sie sich nie und nimmer an solche Verödungen gewöhnen können. Diese Ödigkeit einigermaßen zu beleben, ist man auf den übrigens ebenfalls ganz unkünstlerischen Ausweg verfallen, die Häuser durch ganz zwecklose Blechtürmchen, Filigranwetterfähnchen und sonstige Nichtigkeiten, die dem Scheinwesen unserer Zeit entsprechen, herauszuputzen. Um es kurz zu sagen, was das Ergebnis der großstädtischen Bauweise ist: *Die Städte haben unter ihrem Einfluß nach innen und außen aufgehört, wohnlich zu sein. Die Bautätigkeit der letzten Jahrzehnte hat Zustände geschaffen, die keineswegs den Anforderungen entsprechen, welche die Neuzeit an gesundes Wohnen für alle Bevölkerungsklassen und an die Entwicklung des öffentlichen und geschäftlichen Verkehrs stellen muß.*

Nun wurden Kongresse einberufen und mit der Sentimentalität

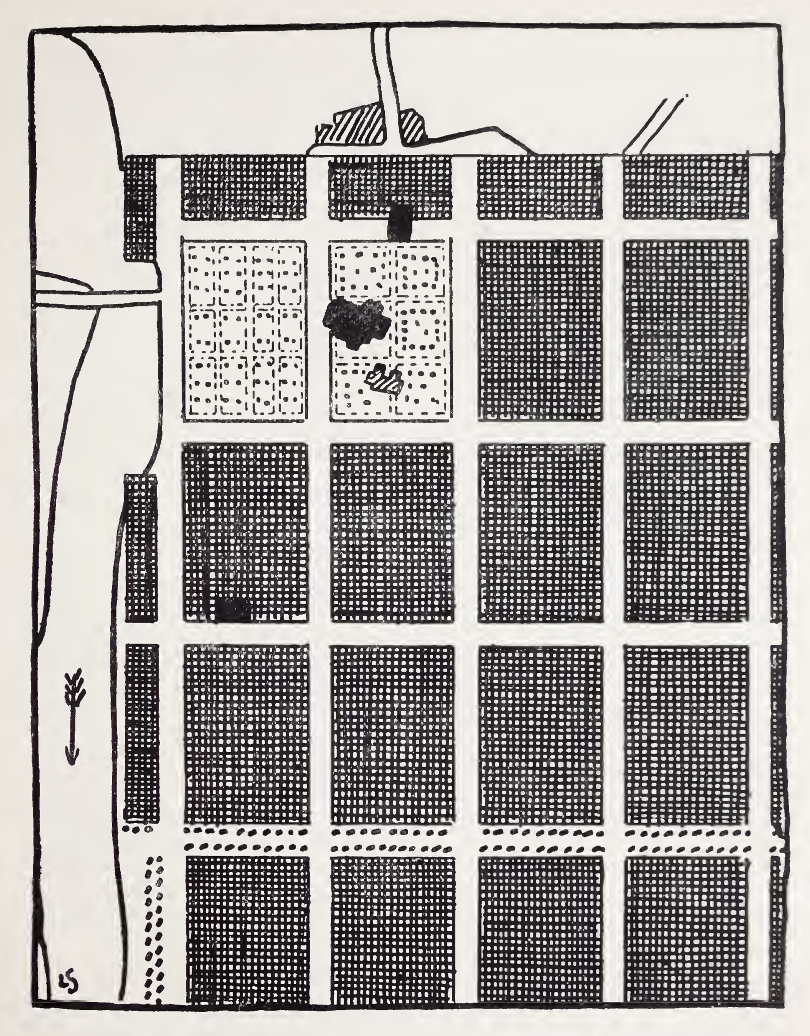
des unaufrichtigen Fortschrittes Vorschläge zur angeblichen Besserung des Wohnungselendes gemacht. Eine Unsumme von Arbeit wird verrichtet. Die Unfruchtbarkeit solcher Anstrengungen hat immerhin eine Frucht gereift, nämlich die Erkenntnis, daß die Wohnungs- und Städtebaufragen in sozialer und künstlerischer Beziehung nicht auf Grund der bestehenden wirtschaftlichen Verfassung gelöst werden können. Mit Recht erkennt man den Bodenwucher als die Quelle des großstädtischen Wohnungselendes. Die ganze Hoffnungslosigkeit besteht aber darin, daß die Bodenspekulation eine der stärksten Säulen der heutigen Wirtschaftsverfassung ist und daher zum Teil auch Mitträger an dem kommunalen und staatlichen Haushalt. Unsere öffentlichen und privaten Machtverhältnisse, die wirtschaftliche und ethische Struktur unseres Lebens ist wesentlich von Erwerbsinteressen bestimmt, die auch den Wucher in seinen zahllosen Abarten heiligen. Daß es Gesetze gibt, die verbieten, Wucherzinsen zu nehmen, besagt nichts dagegen. Unsere gesamten Machtbefugnisse, Ehren und Titel sind auf dieses Erwerbsinteresse zugeschnitten. Es leuchtet ein, daß die Mehrzahl derjenigen, die infolge ihres Amtes, ihres wirtschaftlichen Einflusses und ihrer sozialen Stellung in der bürgerlichen Welt bei den Kongressen das große Wort führen, gar kein Interesse haben können, daß etwas ernstlich reformiert werde. Was von diesen wirtschaftlichen Machthabern zur Abwehr des Elends vorgeschlagen wird, sind Bettelsuppen, unzulängliche Wohltätigkeitsakte, zwecklos und verschwenderisch, wie alle Wohltätigkeitsakte, die mehr oder weniger ein Betrug an der sozialen und menschlichen Gerechtigkeit sind. Sie sind ein Symptom unseres betrügerischen Fort-



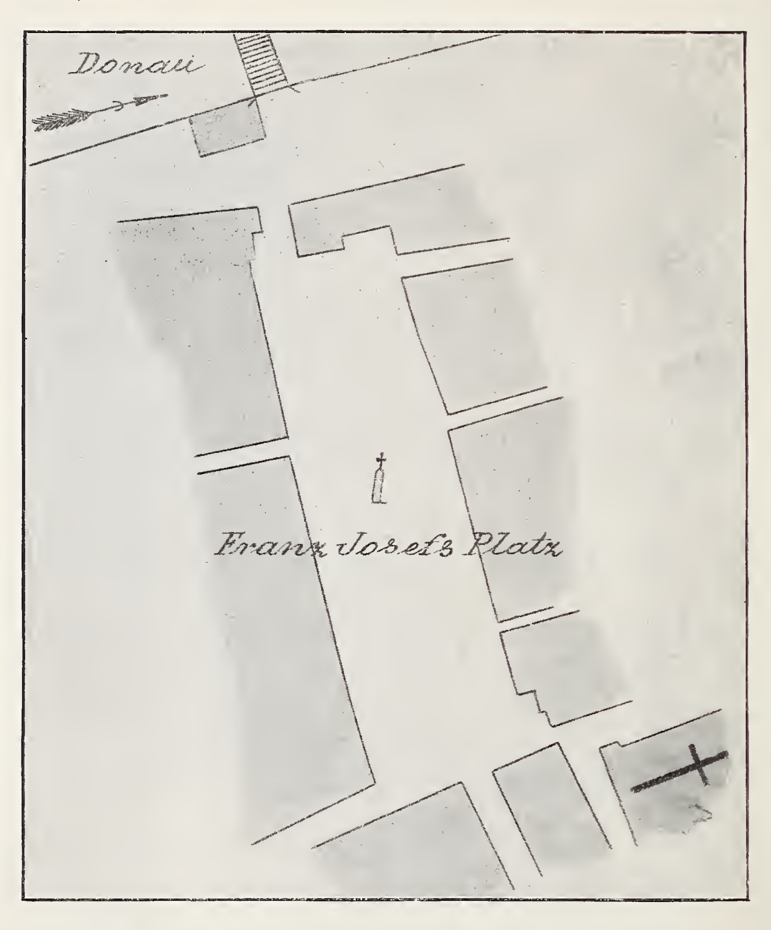
Städtestudium vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.
Alte charakteristische Stadtplätze.



Altes organisches Straßennetz einer Kleinstadt mit dem „Regulierungs“-Plan der Neustadt.



· Regulierungsplan!! Der neue Stadtteil unter der Herrschaft des Schemas.



Städtestudium vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.
Alter charakteristischer Stadtplatz.

schrittes, der mit den Ergebnissen der Wissenschaft, der Kunst und des humanen Denkens wie ein unehrlicher Handelsmann Mißbrauch treibt. Unter seiner Herrschaft ist die große und wohltätige Dienerin der Menschheit, die Maschine, zur Tyrannin geworden, die Sklaven erzieht und Surrogatwerke erzeugt. Der unlautere Wettbewerb hat das künstlerische Empfinden des Volkes arg geschädigt und jene pseudokünstlerische Stimmung, die zugleich eine antikünstlerische ist, erzeugt, von der unser ganzes formales Leben, vom Hausrat bis zum Städtebau, ein bedauerlicher Beweis ist. Die mißbräuchliche Umwertung wissenschaftlicher und künstlerischer Werte zu unlauteren Handelszwecken nennt man Popularisierung der Kunst und Wissenschaft. In wirtschaftlicher Auffassung ist es gleichbedeutend mit Bewucherung. Das Publikum ist gut gedrillt darauf. Die schlechte Erziehung des Publikums in allen Dingen des Geschmacks und weiterhin des ästhetischen und ethischen Lebens hängt mit dieser Bewucherung zusammen. Die überwiegend große Mehrzahl unserer Bau- und Rohstoffe, mit denen wir das nackte Leben umkleiden und jene Formen schaffen, die in ihren solidesten und tüchtigsten Ausführungen Kunst bedeuten, erweist sich heutzutage als billige und geringwertige Fälschung. Es gilt auch von einem erheblichen Teil unserer Nährstoffe. Das sind Fälle, in denen der Mißbrauch der technischen und chemischen Wissenschaft zutage liegt. Logisch betrachtet sind jene lügenhaften Stuckverzierungen unserer Mietkasernen, sowie das Wohnungselend überhaupt, nur ein Glied in der folgerichtigen Entwicklung, die auf das Unsolide, Täuschende und Schwindelhafte gerichtet ist. Die Kongruenz der Erscheinungen läßt sich auf allen

Gebieten nachweisen, in einer Zeit, die das Surrogat oder die Bewucherung zu einer erwerbsmäßigen Potenz erhoben hat. Künstlerischerseits macht sich im einzelnen das Ringen nach einer Moderne geltend, die nichts weiter ist als gutes und solides Neuschaffen. Als ein paar Künstler damit anfingen, bemächtigte sich die Industrie der Sache, nicht um eine Moderne zu schaffen in dem Sinne von guter und solider Arbeit, sondern um eine Mode zu kreieren, bei der man reichlich zu verdienen hoffte und die in der unsoliden Nachäffung einer mißverstandenen Äußerlichkeit bestand. Zuweilen war das Publikum besser als seine Erzieher, es ging auf den Schwindel nicht ein und der große Gewinn blieb aus. Das Beispiel ist ergötzlich als eine Geschichte vom überlisteten Teufel. Die Fabrikanten erklärten, die Sache sei ein Schwindel, weil sich kein Geschäft damit machen ließ. Sicherlich, sie war ein Schwindel, eine jener mißbräuchlichen Umwertungen künstlerischer Ideen zu bloßen Handelszwecken, eine jener Ausschindungen, die sich der Pöbelverstand als „gemäßigte Moderne" oder der unsolide Händler als Jugendstil oder Sezession fürs Publikum zurechtrichten. Diese Mode mußte kommen und gehen, damit jene Moderne, die gute und solide Arbeit bedeutet, im einzelnen und unbehelligt für sich wirken kann.

Es könnte einer fragen, was diese Erörterungen mit Städtebau und Bodenwucher zu tun haben. Sehr viel haben sie damit zu tun. Es leuchtet ein, daß die Mehrzahl unserer wirtschaftlichen Machthaber, die vermöge ihres sozialen Einflusses das große Wort führen, kein Interesse haben können, daß etwas ernstlich reformiert werde. Denn eine ernstliche Reform müßte

vor allem die Wurzelkrankheit heilen. Da aber Bodenspekulanten und vielfach verstockte Hausbesitzer im allgemeinen keine sentimentalen Leute sind, so ist in unserer Frage für das Wohl der großstädtischen Menschheit nicht viel zu erwarten, wie übrigens der resultatlos verlaufene Frankfurter Wohnungskongreß überflüssigerweise erwiesen hat. Es leuchtet nicht ein? Ich fühle, daß ich für viele deutlicher werden muß. Die Struktur der heutigen Lebensmächte und der Moralverfassung, die sich praktisch betätigt, ist so beschaffen, als ob es nur gewinnsüchtige Interessen zu verteidigen gäbe. Was ein Streben für den wirklichen Aufschwung oder aber auch für den Fortschritt der Menschheit bedeutet, kommt in zweiter Linie oder gar nicht in Betracht. Man ist tagtäglich Zeuge davon, wie Menschen durch Titel, Verleihung öffentlicher Ämter und Befugnisse, ehrende Ansprachen ausgezeichnet werden, die nichts als das zweifelhafte Verdienst besitzen, beizeiten ihren materiellen Vorteil verstanden und gesichert zu haben. Es kommt bei solchen Ehrungen und Anerkennungen gar nicht in Betracht, ob ein solches nur auf Selbstbereicherung angelegtes Tun viel oder wenig für das Heil der Welt bedeutet. Im herrschenden Krämerverstande ist es für das Heil der Welt nur von Bedeutung, daß es möglichst viel reiche Leute gibt. Man mag billig wünschen, daß es deren mehr gäbe, so viele, daß bloßer materieller Besitz nicht als Verdienst und Anspruch auf Vorrechte angesehen werde. Ein Mensch kann als gewissenloser Fabrikant fremde Arbeitskraft gebrandschatzt und die Welt mit Surrogatwerken überschwemmt haben, sein Wirken mag vom ethischen und ästhetischen Standpunkt aus verdammenswert erscheinen, aber

er kann sicher sein, daß gerade dieses Wirken ihn heutzutage zu den höchsten bürgerlichen Ehren berechtigt, namentlich wenn er eines jener öffentlichen Almosen gibt, die man Humanitätsakte nennt. Ist er Grundbesitzer oder Hausherr, so steht ihm ein mehr oder weniger direkter Anteil an der Gesetzgebung offen. Als Freund der Humanität und des Fortschrittes gehört er gelegentlich den Reformern an und führt die Entscheidung. Es leuchtet nun wohl ein, warum Wohnungskongresse heutzutage resultatlos verlaufen müssen. Vielleicht wird die Sache besser, seit wir in Deutschland einen von ernsten und rührigen Männern geleiteten Verein für Wohnungsreform haben, der über das ganze Reich organisiert ist. Wir dürfen hoffen! Die Vorherrschung materieller Interessen kommt in unserem Wahlrecht überzeugend zum Ausdruck. In den gesetzgebenden Körperschaften des Landes und der Gemeinden suchen wir vergebens die für eine gedeihliche künftige Entwicklung berufenen Kräfte, deren Augenmerk mehr auf das Wohl der Allgemeinheit denn auf die Wahrung von Sonderinteressen gerichtet ist. Vergebens suchen wir dort die Künstler, die Vertreter der Wissenschaft und der Technik, denen ein hervorragender Anteil der künftigen Gestaltung der Welt zukommt. Wir finden sie dort nicht, denn die eigentlichen schöpferischen Kräfte, die Künstler, Forscher und Denker, gelten nicht als Wirtschaftsmächte. Man bedient sich ihrer nur selten als untergeordneter Organe, die man gelegentlich zur Konsultation oder zu einflußlosen Amtsgeschäften benutzt. Wer zur Regierung berufen ist, verwaltet bloß, und wer verwalten soll, regiert.

In einer wirtschaftlichen Verfassung, in der die Spekulation

und der Wucher die zentrale Kraft bilden, wird notgedrungen auch der Staat und die Gemeinde zum Spekulanten in Bodenwerten und wird, je nachdem er Käufer oder Verkäufer ist, gewaltiger Profite oder empfindlicher Verluste teilhaftig. Häufig befindet er sich in der letzteren Lage. Milliarden müssen den Bodenspekulanten geopfert werden, wenn es sich darum handelt, den Bau von Eisenbahnen, Kanälen, öffentlichen Gebäuden usw. durchzuführen. In Österreich und speziell in Wien ist eine große Zahl von Staatsämtern auf die unwürdigste Weise in Mietshäusern untergebracht, die den Staatsgedanken auf recht klägliche Weise verkörpern. Enorme Mieten müssen dafür bezahlt werden. Die Mietpreise für die unzweckmäßige Unterkunft sind so hoch, daß bei richtiger Finanzierung für dasselbe Geld die monumentalsten Staatsgebäude aufgeführt werden könnten, wenngleich auch hierbei der spekulativ verteuerte Grundpreis in Anschlag kommen muß.

Die befriedigende Lösung der Städtebaufragen und die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse nach künstlerischen und sozialen Grundsätzen hängt davon ab, ob die Verwaltungen und Regierungen die ihnen zustehende Macht zum Wohle der Allgemeinheit ausnützen oder nicht. Die sozialstädtebauliche Fürsorge muß verlangen, daß die heute nicht mehr gerechtfertigte Bevorzugung der Haus- und Grundbesitzer in der Gemeindevertretung wegen ihrer meistens persönlichen Interessen aufhören müsse. Es handelt sich darum, aufzuzeigen, daß die Wurzeln dieser Fragen sehr viel tiefer reichen, als man gemeiniglich annimmt, und daß hier von den Wurzeln aus die Krankheit behandelt werden muß, wenn die Krone gesunden soll. Es wird dahin kommen müssen,

daß die wahren Träger der Kultur, die großen Sinn und warmes Herz für die sozialen und künstlerischen Interessen besitzen, also hervorragende Architekten, Ingenieure, Sozialpolitiker, verwaltungserfahrene Juristen, die Aufgaben der Gemeindeverwaltung übernehmen, um die großen Stadt- und Landbebauungsfragen in einer für das Wohl der Allgemeinheit und für die Schönheit des Landes zuträglichen Weise durchzuführen.

Die dringendste Aufgabe, ohne die es keinen ernsten Fortschritt in diesen Dingen gibt, ist die Eindämmung des Spekulantenwesens, eine Angelegenheit, die auf Grundlage der gegenwärtigen Machtverhältnisse im Gemeindewesen nicht durchgeführt werden kann. Weitgehende Enteignungsrechte, Einführung eines Vorkaufsrechtes für die Gemeinde bei Zwangsverkäufen, als ein Mittel, das Gemeindegut auf billige Weise soviel als möglich zu vergrößern und gerecht zu verteilen, würden bei den heutigen Kommunalpolitikern auf entrüsteten Widerstand stoßen. Und dennoch wird die Entwicklung diesen Weg gehen müssen, um zu jenen einfachen und gesünderen Besitzverhältnissen zu gelangen, die schon bei den germanischen Vorfahren und im Mittelalter als Lehenswesen die wirtschaftliche Grundlage bildeten, die in moderner Form in dem sogenannten Erbbaurecht wiederkehrt.

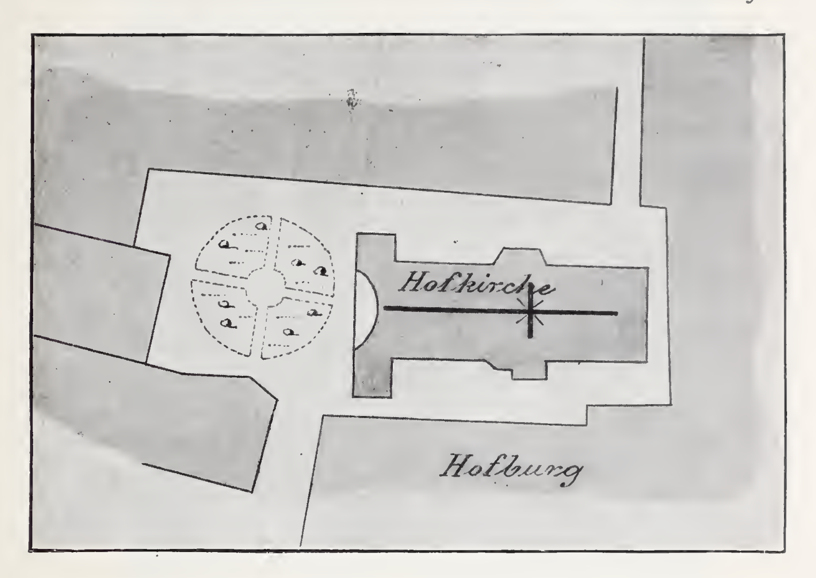
D a s E r b b a u r e c h t hat es z. B. in London ermöglicht, trotz der Riesenbevölkerung jede Familie in ihrem eigenen Hause unterzubringen, ungeachtet die dortigen Grundpreise weit höher sind als in den kontinentalen Hauptstädten. Grund und Boden um London gehört einigen wenigen Lords, die den Boden nicht verkaufen, sondern den Erbauern von Häusern pachtweise auf eine

bestimmte Zeit (99 Jahre) überlassen. Nach Ablauf derselben geht das Haus ohne jede Entschädigung an den Grundbesitzer über. Das Haus muß selbstverständlich amortisiert werden, doch sind die Amortisationsquoten verhältnismäßig sehr gering. Die Erlangung des berühmten eigenen Heims für jede Familie und gesundes und billiges Wohnen, städtische Neubildungen nach künstlerischen Gesetzen im Anschluß an die natürlichen traditionellen Verhältnisse, hängt von der legislativen Durchführung der volkstümlichen Besitzform ab, die in dem Erbbaurecht vorliegt. Freilich ist auch hier wieder der Spekulation ein Riegel vorzuschieben, wenn sich nicht abermals der Segen in einen Fluch verwandeln soll. Es ist durchaus notwendig, daß mit Hilfe entsprechender Enteignungsrechte Grund und Boden wieder Gemeindeland und von der Gemeinde selbst in einer Weise in Erbpacht gegeben werde, welche die Notwendigkeiten aller Bevölkerungsklassen in freiester und humanster Weise bedenkt.

Diese neue Besitzform und ihre gerechte Handhabung ist eine Angelegenheit für eine nach großen sozialpolitischen und künstlerischen Motiven handelnde Gesetzgebung, die wir zum Unterschied von der bestehenden bereits oben flüchtig skizziert haben. Ohne diese Grundlagen ist zugunsten unseres großstädtischen Wohnens und Bauens nicht viel zu hoffen; auch wenn man davon hört, daß einzelne Städte daran gehen, ihre Bauordnungen zu revidieren. Zweifellos werden sich in einzelnen Fällen Verbesserungen ergeben, im großen und ganzen aber wird der Aspekt derselbe bleiben. Ein Flickwerk von Verordnungen, das einerseits berufsmäßige Unsolidität angeblich zu solidem Bauen

verhalten soll, anderseits jede freie künstlerische und selbständige Regung erstickt und solcherart unsere Städtebilder zu langweiligen Schablonen herabdrückt, ein solches Flickwerk hat von Amtswegen den organischen Zusammenhang mit den natürlichen und idealen Forderungen des Daseins aufgegeben, der die alten Städtebaumeister zu so herrlichen und noch in ihrer Verwahrlosung bestrickenden Städteschöpfungen befähigte. Was nützt es, daß wir unseren Häuserzeilen ebenso prunkende als billige Fassaden ankleben, daß wir unsere unwohnlichen Straßen und Plätze mit sogenannten Parkanlagen und Monumenten verzieren? Man wird so aufrichtig sein müssen, um einzugestehen, daß alle diese zum Teil gewiß gut gemeinten Bemühungen den Stempel künstlerischer Verkümmerung tragen.

Im allgemeinen ist schon zu viel Unglück geschehen, als daß man hoffen könnte, es werde alles wieder gut gemacht werden. Die meisten zu Großstädten angewachsenen alten Städte haben den größten Teil jener Schönheit verloren, die als Sage fortbesteht. Zahllose Provinzstädte sind in den Bann der Großstädte verfallen und von dem gleichen unseligen Eifer ergriffen, alles zu vernichten, was ihre ererbte Charakteristik und ihre Anziehungskraft ausmacht. Immerhin ist noch manches übrig geblieben, das zu retten gilt. An allen Ecken und Enden erwacht das Bewußtsein über die Verheerungen der Schönheit der Städte und Länder, Protestkundgebungen werden laut und vereinigen sich zu einer einzigen Stimme, die Einhalt gebietet. Ganz bestimmte Forderungen werden laut, die auf die Dauer nicht mehr überhört werden können. Die famose Entschuldigung, „daß die Erweiterung



Städtestudium vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.
Alter charakteristischer Stadtplatz.



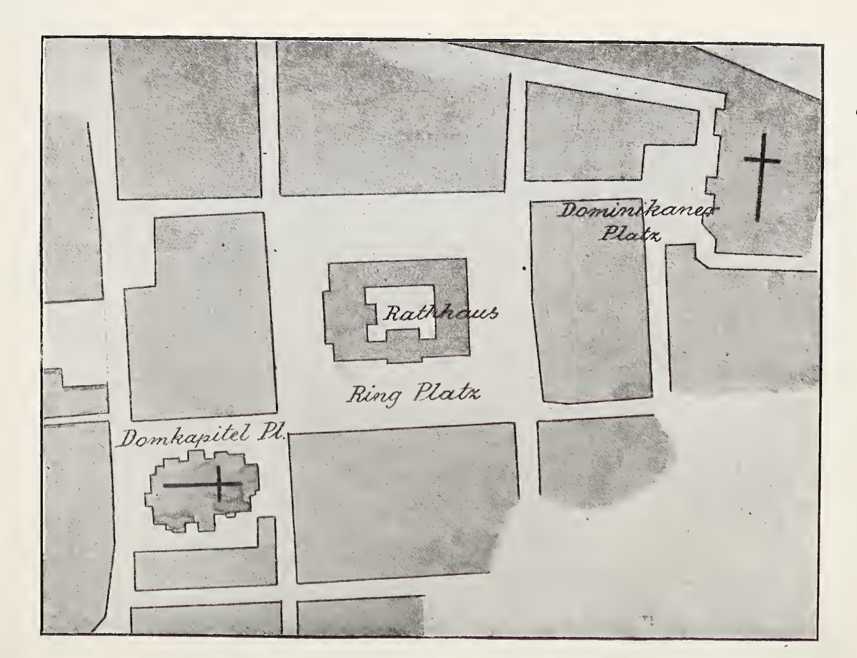
Schöne alte Straßenführung vor der Straßenregulierung.

Die Straße ist wind- und staubgeschützt, sie ist wohnlich, trotzdem sie eine Verkehrsstraße ist.



Dieselbe Straße nach der Straßenregulierung (Fortgesetzter Teil).

Sie ist trist und unbehaglich, trotz der Breite und Helligkeit. Wind und Staub wirken hier verheerend, die Temperaturschwankungen sind heftig, und das Wohnen in diesen ungeschützten zugigen Straßen ist der Gesundheit wenig zuträglich. Alle Wohnstraßen werden wie diese in Verkehrsstraßen nach den schematischen Regulierungsplänen umgewandelt und liegen verödet und unwohnlich da. Sie warten anscheinend auf einen Riesenverkehr, der niemals kommt.



Städtestudium vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.

Alte charakteristische Stadtplätze.

der Großstädte die mit der Aufstellung von Stadtbauplänen betrauten Fachleute ganz unvorbereitet traf", sollte nun, nachdem das Übel bereits hoch zu Jahren gekommen ist, einer klaren Erkenntnis dessen weichen, was zu tun ist.

Eine vorgeschrittene Anschauung, die zunächst auch in einer gesetzgeberischen Regelung der Besitzformen Ausdruck finden muß und in dem künstlerischen Faktor einen eminent wirtschaftlichen erkennt, wird in bezug auf den Städtebau zu folgenden Leitsätzen gelangen, die den wesentlichen Bestand künftiger Bauordnungen und Stadtbaupläne ausmachen werden. Gegenüber den schlimmen Erfahrungen, welche vor allem die Großstädte mit ihren baulichen Maßnahmen gemacht haben, sind folgende Forderungen zu betonen:

I. Unveränderte Erhaltung der bestehenden alten Stadtteile und Innenstädte, die fast ausnahmslos in städtebaulicher Hinsicht mustergültig sind und vielfach die wesentlichsten Charakterzüge in dem Kunstbild einer Stadt liefern. Das angebliche Geschäfts- und Verkehrsbedürfnis gibt niemals einen hinreichenden Vorwand zum Einreißen der historischen Stadtteile. Das vermehrte Geschäfts- und Verkehrsbedürfnis entsteht erst infolge der Großstadterweiterungen und kann, wie weiter unten ersichtlich, ohne Schaden für das Charakterbild einer Stadt besser lokalisiert werden, als es gewöhnlich geschieht. Die Denkmalpflege im Zusammenhang mit den Bauordnungen verdient eingehende Beachtung.

II. Dezentralisierung der Städte. Wenn neue Stadtgebilde sich an das alte angliedern, so sollen sie mit allen ihren Wohn- und Geschäftshäusern, ihren öffentlichen Bauten und

Denkmälern, ihren Kunst- und Erholungsstätten ein selbständiges Stadtganzes bilden. Eine Stadt von Städten, etwa wie London, müßte die Großstadt werden und die unerquickliche Häufung aller Wohnlichkeit und Monumentalität auf einen kleinen Fleck, der eingeschlossen ist von einem breiten Gürtel öder Vorstädte, müßte schwinden.

III. Trennung der Geschäftsstraßen von den Wohnstraßen. Unsere heutigen Großstädte haben weder eigentliche Geschäfts- noch eigentliche Wohnstraßen, sondern beides in einem. Das macht sie durchaus unwohnlich. Kommt man in alte Städte, wie London oder Paris, findet man breite Verkehrs- und Geschäftsadern, in denen das Straßenleben zentralisiert ist, und dicht nebenan friedliche Häuserviertel, kleine Wohnungsinseln, in denen kein Laden ist und kein Wagen einfährt. Gartenanlagen machen diese Wohnstraßen noch wohnlicher. Darauf ist künftig Bedacht zu nehmen. Bei gehöriger Trennung der Geschäfts- und Verkehrsstraßen von den Wohnstraßen hört auch die Zersplitterung des Verkehrs- und Geschäftslebens auf, das sich fortan in den dafür bestimmten Straßen verdichtet.

IV. Berücksichtigung des alten Lageplanes und des überlieferten Baucharakters. Die in Punkt III erwähnte Trennung von Geschäfts- und Wohnstraßen ist in den alten Stadtanlagen bereits durchgeführt. Es ist aber auch für die Wahrung des ursprünglichen Charakterbildes und aus mannigfachen anderen Ursachen von Wichtigkeit, bei Stadterweiterungen die bestehende Anlage der neu eingemeindeten Ortschaften zu schonen und insbesondere die alten Gartenkulturen zu schützen,

die einst einen lieblichen Kranz um das alte Stadtgebiet bildeten. Straßenregulierungen auf Kosten der alten Anlagen sollen tunlichst vermieden werden. Für den Verkehr genügen, wie oben erwähnt, in der Regel nur einige Hauptlinien, die in den alten Vororten durch die einstige Land- oder Fahrstraße vorgebildet sind. Bei den Verkehrsstraßen ist für eine künftige stärkere Inanspruchnahme vorzusorgen, indem solche Straßen entsprechend breit angelegt und von Alleen für Fußgänger für Straßenanlagen durchzogen werden, die später bei Mehrbedarf für Verkehrszwecke wieder aufgelassen werden können. Von schnurgeraden Straßenführungen ist zugunsten der kurvenartigen abzusehen, wenn die alte Anlage kurvenartige Straßen besessen hat, was meistens der Fall ist. Das ergibt sich von selbst durch die Forderung einer weitestgehenden Schonung und Beachtung des ursprünglichen Charakters.

V. In bezug auf die Wohnbauten ist durch eine weitschauende Bodenpolitik und geeignete Gesetzgebung in dem oben angedeuteten Sinne auf die Bildung von Einfamilienhäusern zu billigen Preisen fördernd einzuwirken, ferner auf die Verringerung der Straßenbeitragskosten und auf Niedrighaltung der Wohnbauten zu sehen, wodurch die ungemütliche Breite der bisherigen Straßen überflüssig erscheint. In bezug auf die Wohnungen ist auf Weiträumigkeit der Nutzräume, der Küchen, Schlafzimmer, der Gärten, zu sehen und auf die technischen und hygienischen Einrichtungen. Das Bad dürfte in keinem Hause fehlen, ebensowenig entsprechende Räume für die Dienstboten.

Wie erlangt eine Stadt einen technisch und künstlerisch einwandfreien Regulierungsplan?

Die Mehrzahl der Städte sieht sich früher oder später zu dieser Fragestellung veranlaßt, denn die Mehrzahl der Städte, die sich auf Grund eines alten oder eines neuen Regulierungsplanes erweitern, stehen alsbald mehr oder weniger unheilvollen Verlegenheiten gegenüber, wenn der Regulierungsplan in irgend einer technischen oder künstlerischen Hinsicht mangelhaft ist, was in neunundneunzig von hundert Fällen vorkommt.

Wie sind die meisten bestehenden Stadtregulierungen beschaffen?

Entweder hat der neue Regulierungsplan die grundbesitzrechtlichen Verhältnisse nicht genügend beachtet, oder er ist auf Grund alter Vermessungen oder mit unvollkommenen Meßmethoden ermittelt im Widerspruch mit der natürlichen Lage der Dinge, und in beiden Fällen nicht durchführbar, oder er betont einseitig die Verkehrstechnik und tut darin zu viel oder zu wenig, sicherlich aber zu wenig hinsichtlich der Wohnlichkeit, die in der Regel einem eingebildeten Verkehrsbedürfnis geopfert wird, oder er beachtet wenig oder gar nicht gewisse natürliche Verhältnisse, Terrainbeschaffenheit, Wasserläufe und Niederschlagsmenge, die

herrschende Windrichtung und Sonnenlage, bestehende alte Straßenanlagen und Kulturen, wie alte Bäume, Gartenbestände usw., und endlich beachtet er fast nie die künstlerischen Forderungen, die die Synthese aller erwähnten, fast nie ganz beachteten Forderungen darstellt. Solcherart ist die Grundlage beschaffen, aus der die traurigen städtischen Neubildungen und Umbildungen entstehen, die als Verödung und Verhunzungen der alten charakteristischen und künstlerischen Stadtgebilde von allen einsichtigen und künstlerisch verständigen Menschen tief beklagt werden und im Vergleich mit den alten Städtebildern einen kulturellen Niedergang darstellen.

Aus welchen Ursachen entstehen diese mangelhaften Regulierungspläne und Stadtregulierungen?

Sie entstehen aus dem mangelhaften Verständnis der Gemeinden für die Wichtigkeit der Sache und aus der unglücklichen Wahl der Personen, denen eine Aufgabe von solcher Bedeutung übertragen wird.

„Was hätten wir Besseres tun können, als einen geprüften Ingenieur oder einen behördlich konzessionierten „Baumeister und Architekten“ zur Aufstellung eines neuen Regulierungsplanes zu beauftragen?“ In dieser von Gemeindevertretungen oft gehörten Rechtfertigung liegt das Eingeständnis eines Grundfehlers, der fast überall zu traurigen Ergebnissen geführt hat. Ein Ingenieur allein oder ein Geometer allein oder ein Architekt allein ist nämlich gar nicht imstande, einen ordentlichen Regulierungsplan aufzustellen und eine Stadtregulierung durchzuführen.

In den meisten Fällen hat ein Ingenieur allein gearbeitet, was

zur Folge hat, daß der ganze Plan auf das Verkehrsbedürfnis zugeschnitten und die zahlreichen aus historischen, natürlichen und künstlerischen Traditionen entwickelten Forderungen so gut wie gar nicht erfüllt sind. Oder es hat in wenigen Fällen ein Künstler allein gearbeitet, der ein künstlerisch gutes, aber praktisch wenig vorteilhaftes Projekt ausgearbeitet hat und daher zu keiner allseitig befriedigenden Lösung gelangt ist.

Welche also sind die Vorbedingungen eines guten Regulierungsplanes?

Ein guter Regulierungsplan kann nur aus dem Zusammenwirken aller drei Faktoren entstehen, des Geometers, des Ingenieurs, des künstlerischen Architekten (nicht des bürgerlichen Bauunternehmers!).

Der Geometer nimmt die Vermessungen unter genauer Beachtung der Besitzgrenzen, der vorhandenen natürlichen und historischen Sachlage, als da sind: Wasserläufe, Terrainverhältnisse, Kulturen, Kunst- und Baudenkmäler, alte Straßenzüge, die fast ausnahmslos gut angelegt waren und beibehalten werden sollen, nicht allein um Kosten zu sparen, sondern um das künstlerische oder kulturelle Gewohnheitsbild nicht zu zerstören und nicht gegen die natürliche oder organische Entwicklung zu sündigen.

Der Ingenieur hat bei der Anlage der Straßenzüge hinsichtlich der vorhandenen und genau ermittelten Verkehrsbedürfnisse zu wirken und auf alle genannten bestehenden Verhältnisse gewissenhaftest Rücksicht zu nehmen. Er muß daher mit den örtlichen Zuständen aufs genaueste vertraut sein, was nur auf Grund langer Ortsansässigkeit möglich ist. Der Ingenieur muß daher ein Ortsansässiger sein. Er mag also hinsichtlich der Verkehrstechnik,

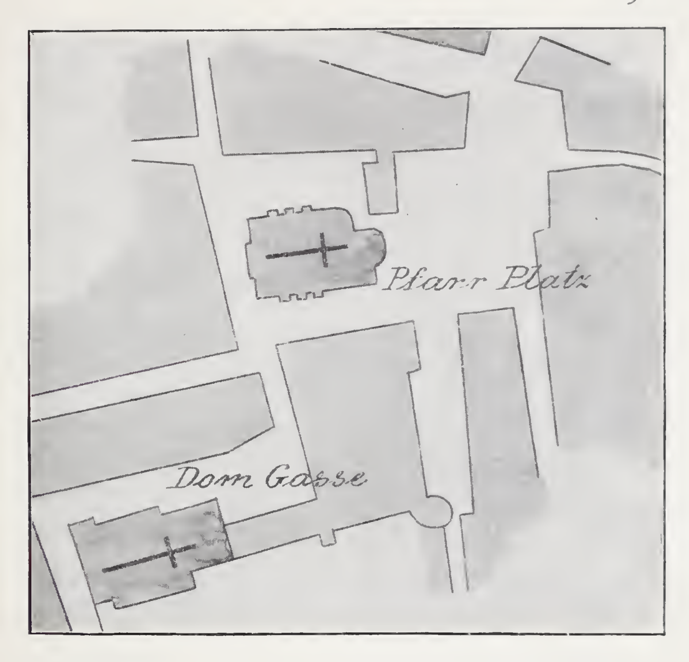
der Kanalisation, des Beleuchtungswesens, der Anlage gemeinnütziger, städtischer Wohlfahrtseinrichtungen, der Fabriken, Bahnen usw., ein gewichtiges Wort führen und jedem Teil seinen Platz ermitteln, um ein wohlgegliedertes Stadtgefüge zu erzielen, und dennoch würde mit unzweifelhafter Sicherheit das ödeste, unwohnlichste und häßlichste Stadtbild zustande kommen, wenn nicht gleichzeitig der Künstler zur Mitwirkung herangezogen würde.

Der künstlerische Architekt, also ein solcher, der nicht von der Wiederholung alter Baustile lebt, hat bei der Führung und Wendung der Straßenzüge, der Platzanlagen nach Maßgabe vorhandener örtlicher Bildungen, wie bestehender Platz- und Straßenanlagen, Gärten, Baumgruppen usw., sowie nach Maßgabe der klimatischen, meteorologischen und hydrologischen Verhältnisse, wie Winde, Wasserläufe, Sonnenlage, Terrainbildung u. s. f., nach künstlerischer Empfindung zu entscheiden, um nicht nur schöne Stadt- und Straßenbilder zu erwirken, sondern, was die Hauptsache ist, menschlich dimensionierte und daher wohltuende Raum- und Architekturgebilde zu schaffen. Die architektonische Charakteristik, die Abstufung der Bauwerke in der Steigerung vom Wohnbau bis zu Monumentalbauten, die künstlerischen Fragen, wie die Aufstellung von Monumenten, öffentlichen Brunnen, die Anlage von Gärten, Stadtparks usw., liegen in seiner Hand. Sein Einfluß reicht nicht nur bis über alle öffentlichen Stadtgebilde, wie Straßen, Plätze und öffentliche Bauten, sondern auch über die architektonische Gestaltung des privaten Hauses, der Miethäuser, Villenanlagen und Hausgärten; ja sogar bis zur Gestaltung des Wohnhauses und Hausrates. Er hat die heimatliche Bauweise,

soweit sie örtlich überliefert ist, genau zu beachten, weil sich darin das kulturelle und künstlerische Wesen der Bewohner ausspricht, hat für die Erhaltung des bestehenden guten Alten zu wirken und in seinen neuen Bautypen für die künstlerische Übereinstimmung des Hauses mit seiner äußeren Lage und mit den Forderungen moderner Kultur, die ihren Schönheitsbegriff aus vollkommen erfüllter Zweckmäßigkeit und edler Einfachheit bildet, zu sorgen.

Wie muß eine technisch und künstlerisch vollkommene Stadtregulierung beschaffen sein?

Eine vollkommene Stadtregulierung darf nach dem Gesagten die Charakteristik der alten Teile nicht zerstören. Was überliefert ist, muß erhalten bleiben, denn es wirkt als lebendiger Wert. Sie muß nicht nur die alten Bau- und Kunstdenkmäler, dazu auch die schlichten Bürger- und Bauernhäuser der früheren Zeit gehören, unverändert aufnehmen, sondern auch den Bestand alter Straßen, Bäume, Gärten usw. verwerten und sich in allen vorerwähnten Fällen an den vorhandenen natürlichen Zustand organisch anschließen. Erdabtragungen, Nivellierungen und ähnliche künstliche Erdbewegungen sind nicht nur kostspielig, sondern in den meisten Fällen durchaus verwerflich. Sie muß allen modernen Anforderungen hinsichtlich Verkehr und Komfort im reichsten Maße Rechnung tragen, aber immer zwischen Verkehrsstraße und Wohnstraße streng zu unterscheiden wissen. Verkehrsstraßen, die zugleich Geschäftsstraßen sind, müssen ganz anders behandelt werden als die Wohnstraßen und Wohnviertel. Die reinen Nutzbauten, Fabriken usw. sind in der Regel nach dem Osten zu lagern, die Cottageviertel nach dem Westen, was der in Mitteleuropa



Städtestudien vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.
Alte, charakteristische Stadtplätze.

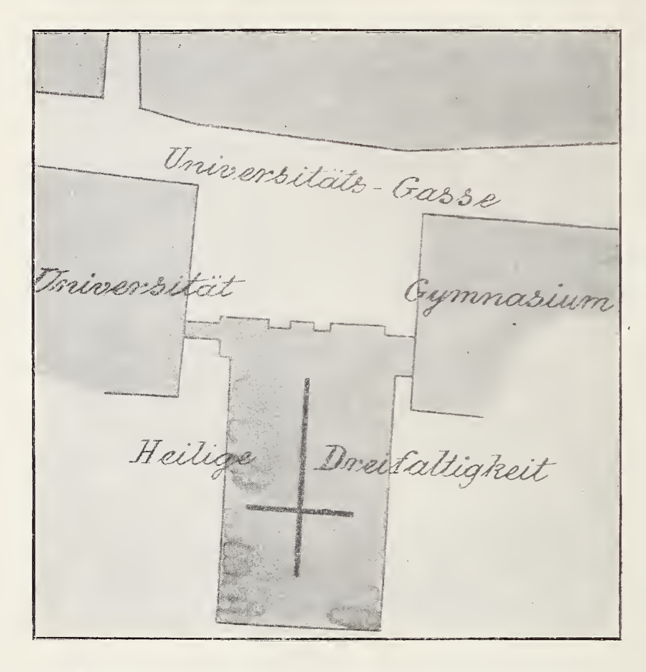


Kirchhof vor der Restaurierung.



Nach der Restaurierung.

Die Notwendigkeit einer Umgestaltung zugegeben; aber diese Ödigkeit ist kein Ziel. Wo blieben die alten Grabmalskulpturen? Würden sie nicht in den aus ehemaligen Friedhöfen gebildeten Gärten, auf öffentlichen Schmuckplätzen, an den Außenseiten der Kirchen als edle Plastik wirken können? In diesem wie in hundert ähnlichen Fällen wäre der Gedanke nahegelegen.



Städtestudium vom Standpunkt der heimatlichen Kultur.

herrschenden Windrichtung entspricht. Die reinigenden Winde kommen aus dem Westen. Das architektonische Bild soll keine falsche Architektur, keine Protzenhaftigkeit darstellen; auch hier soll die Charakteristik gewahrt bleiben; ein Miethaus soll keinen Palast vortäuschen u. a. Das Einzelwohnhaus soll auf die realen Bedürfnisse zugeschnitten sein und auf äußeren Prunk verzichten. Gediegenheit und Einfachheit kleidet besser als falscher Schmuck.

Wie werden die geeigneten Persönlichkeiten gefunden?

Ist der Umfang der Aufgabe sachlich erkannt, dann stellt sich die Frage nach den geeigneten Kräften ein, die für ein solches Werk zu berufen sind.

„Wir wissen nicht, an wen wir uns wenden sollen,“ sagen die Stadtväter.

Für die Vermessung hat der Staat eigene Organe aufgestellt, weshalb sich die Städte wegen Beistellung eines tüchtigen und geschulten Geometers an ihre Landesregierung wenden mögen.

Der Ingenieur, der neben dem Geometer unerläßlich ist, muß in der eigenen Stadt gefunden werden, aus den Gründen, die im Obigen besprochen sind.

Nur die Berufung einer geeigneten künstlerischen Kraft bietet für viele Stadtverwaltungen eine Schwierigkeit, weil die Allgemeinheit der Kunst leider allzufremd gegenübersteht und über die führenden und werdenden Kräfte und Persönlichkeiten zum eigenen Nachteil gar nicht oder nur ungenügend unterrichtet ist. Diese heute schon empfindlich gewordene Bildungslücke auszufüllen, haben sich die Bestrebungen im Sinne einer künstlerischen Kultur

unter anderem zur Aufgabe gemacht. Sie werden auf diese führenden und werdenden Kräfte stetig hinweisen und auf alle künstlerischen und kulturellen Aufgaben, die im Laufe unserer Entwicklung an den einzelnen oder an die Allgemeinheit herantreten, aufmerksam machen, Mittel und Wege, Kräfte und Persönlichkeiten nennen, die förderlich sind. Es muß aber auch gewarnt werden, wo es nottut. Es wird gewarnt vor den Bauunternehmer, Bauspekulanten und jenen Baumeistern und Architekten, die nur Stilkopien und großstädtische Bauschablonen hinstellen, wie es neuestens fast in allen Städten zum Verderben der ursprünglichen Schönheit geschehen ist.

Nur der moderne Künstler wird empfohlen, der die Lösung aus dem Wesen der Aufgabe holt und also streng sachlich vorgeht. Der Künstler oder künstlerische Architekt wird seine Bauhelfer, Baumeister und alle ausführenden Hände, die industriellen und technischen Neuerer und Lieferanten nach seiner eigenen persönlichen Erfahrung, seinem Forschen und Studium gemäß, selbst suchen und finden, er muß auf den Fortschritt der Menschheit und ihrer Leistungen naturgemäß bedacht sein, alles prüfen und das Beste wählen. Man hüte sich also vor den Spekulanten und hole den Künstler.

Man sage nicht, „wir wissen ihn nicht zu finden," sondern man bemühe sich, ihn zu finden, und um den rechten Mann zu finden, frage man und ruhe nicht, bis man ihn gefunden. Denn von seiner Arbeit hängt viel für das Glück und Wohlsein der Menschheit ab. Es ist nicht gleichgültig, wie es damit steht. Was im Interesse der guten Sache liegt, soll unbedenklich geschehen.

Geschlossene und offene Bauweise.

Diese Begriffe sind am Zeichentisch entstanden, und die Worte, ebenso stereotyp und langweilig wie die Sache, die sie decken, sind Bauamtsstil und behördliches Rezept. Die künstlerische Praxis kannte dieses blutleere Schema nicht. Das Schema wendet an: geschlossene Bauweise für Wohnstraßen mit Miethäusern, offene Bauweise für Villenviertel. Die geschlossene Bauweise schließt Haus an Haus ohne Unterbrechung, Fassade an Fassade in einer ununterbrochenen Mauerwand, allerdings oft mit erheblichen Höhenunterschieden, wobei sich die unerträglichen Feuermauern über die niedrigere Nachbarschaft schroff erheben, ein trostloser Anblick, den unsere heutigen Straßen bieten, ebenso trostlos wie die schnurgeraden Fluchtlinien, die nach dem Regulierungsplan in einer ununterbrochenen Geraden zu verlaufen haben. Die offene Bauweise, die Familienhäuser mit Vorgärten voraussetzt, verlangt eine Unterbrechung zwischen den Häusern jeder Zeile, und zwar fünf Meter Vorgartenbreite und drei Meter freier Raum oder Gartengrund zu beiden Seiten des Hausblockes, so daß jedes Haus von dem anderen mindestens sechs Meter entfernt ist. Die heutige Baupolizei verlangt des weiteren, daß das Haus oder der Vorgarten von einem offenen Zaun umgeben sei, um den Durchblick von

außen zu gestatten; sie verbietet also die geschlossene Mauer. Kein Mensch hat bis jetzt einen triftigen Grund für diese Verordnung finden können, wahrscheinlich haben auch die Schöpfer dieser Verordnung keinen ernsten Grund gehabt, der den dadurch verursachten Verlust architektonischer Schönheit aufgewogen hätte. Wenn es sich nun darum handelt, ein Villenviertel oder ein Arbeiterviertel anzulegen, so wird das Schema „offene Bauweise" angewendet, der Baugrund ausgemessen, parzelliert, in jede Parzelle ein Haus Schema A, B oder C hingesetzt, ein Gartenrudiment gepflanzt und die Cottageanlage ist fertig; alles geht mit fabrikmäßiger Genauigkeit. Ist es eine Villenanlage, so leistet sich jedes Haus den Luxus einer anderen Fassade, wie dies in der heutigen bürgerlichen Hausbauerei üblich ist; hier das Zerrbild einer Ritterburg, dort eines Schweizerhauses, nebenan eines Palazzos. Ist es eine Arbeiterkolonie, so gibt es solche Stilmeiereien nicht; die innere Trostlosigkeit offenbart sich nun auch nach außen. Das ist nämlich das Mißgeschick der heutigen bürgerlichen Baumeisterei: die Fassade ist bloße Maske, wird auf die Maske verzichtet, der erste Schritt zur Sachlichkeit, so äußert sich diese Sachlichkeit als trostlose Häßlichkeit. Das kommt daher, weil auch im Inneren nur die Schablone und unsolide Mache am Werk ist; wenn sich Schablone und Unsolidität sachlich ausdrücken, muß der Ausdruck logischerweise häßlich sein. Der sachliche Ausdruck ist nur dann schön, wenn menschliche, d. h. künstlerische Angemessenheit und höchste Solidität, d. h. Vollkommenheit des Materials und der Arbeit von Innen her wirken. Schöne Sachlichkeit ist das höchste Ziel der Kultur, ein Gipfel, zu dem nur die Kunst, nicht das Schema

führen kann. Man schaffe Haustypen, allgemeine Bautypen, die in allen Räumen und Einrichtungen wieder das Merkmal der menschlichen, d. h. künstlerischen Angemessenheit tragen; man verwende nur gediegenes Material, keine Fälschungen; man leiste solide Arbeit, und lasse die Echtheit, auch die einfache und billige, wirken, indem man jede Täuschung, den Schein einer unwahren Echtheit, also die wahre Unechtheit vermeidet, und das Problem ist gelöst: der moderne Stil, der nur ein Stil der edlen Sachlichkeit sein kann, ist gefunden. Einzelne Künstler haben ihn zwar gefunden und wenden ihn an, aber was kümmert sich die Menge um die einzelnen Künstler und ihren Stil edler Sachlichkeit? Was kümmert sich die Gemeinde, der Staat darum? Die haben ihre Bauämter, ihre Schemas, ihre Bauordnungen und Regulierungspläne, ihre geschlossene und ihre offene Bauweise, also auch eine Art Sachlichkeit! Die Sachlichkeit ist eine solche, daß sie sich in den Villenvierteln und den Stadthäusern hinter einer Fassade verbergen muß, und in den Arbeitervierteln und an den Arbeiterhäusern eine erschreckende Öde an den Tag legt. In allen Fällen aber wird die vorgeschriebene offene Bauweise einen Haufen Häuser ergeben, die äußerlich mehr oder weniger schön, mehr oder weniger häßlich sind, keinesfalls aber wird sich ein architektonisch wohlgebildetes, organisch zusammenhängendes Ganzes ergeben. Der Künstler, der eine solche Anlage schaffen soll, eine Anlage, die einfach ist, sachlich und schön, kann mit dem Schema „offene Bauweise“ nichts anfangen. Überhaupt er wird sich um dieses Schema gar nicht kümmern, sondern von völlig anders gearteten Gesichtspunkten ausgehen, er wird vielmehr die

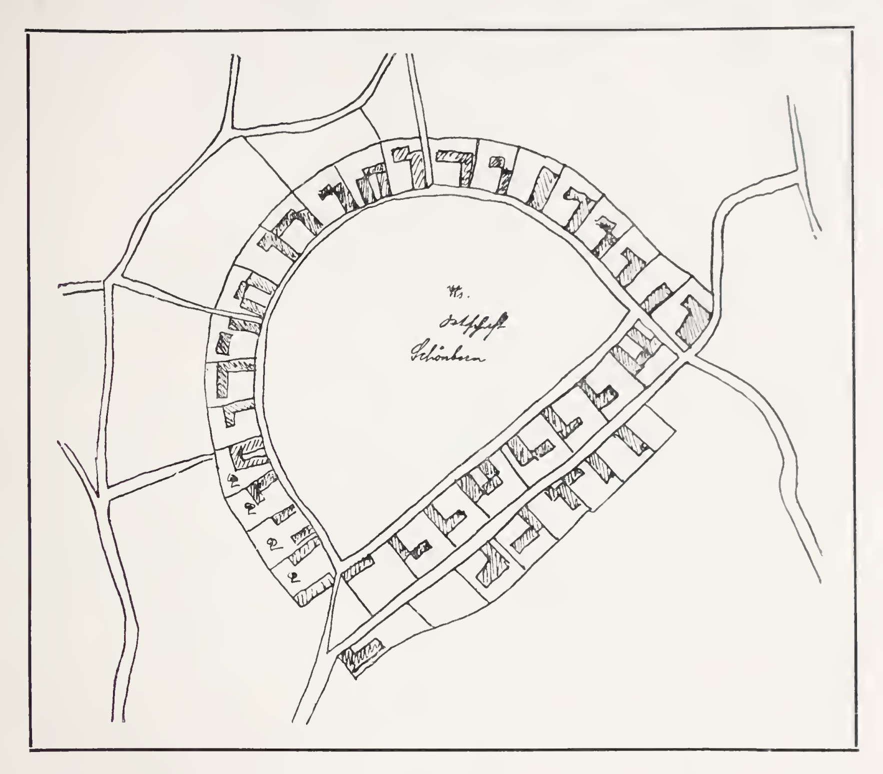
besonderen Bedürfnisse und die gegebenen örtlichen Bedingungen erforschen und diesen gerecht zu werden suchen, d. h. sie auf eine ebenso sachliche als ästhetisch befriedigende Weise erfüllen.

Das ist nun eine Sache, die zwar vollkommen bei dem Künstler liegt, die aber auch Gemeingut sein und daher jeder Bauherr kennen soll, wenn er verständigerweise die Aufgabe des Künstlers nicht hemmen oder erschweren, sondern erleichtern und fördern will. Darum soll erzählt werden, worauf es bei einer solchen rechtschaffenen Anlage ankommt. Von dem Begriff der „offenen Bauweise", die als Schibboleth in der Bausache herrscht, ist vollends abzusehen, wenn man zum Rechte kommen will.

Ob es sich um ein Villenviertel oder um ein Arbeiterviertel handelt, ist zunächst für die grundlegenden Fragen einerlei. In beiden Fällen ist vorauszusetzen, daß es sich um ein Wohnviertel mit Familienhäusern und Hausgärten handelt. Es ist der künstlerischen Auffassung gemäß, ein solches Viertel nicht als Anhängsel der Stadt, sondern als selbständiges Lebewesen zu behandeln, das alle Organe besitzt, nicht nur für die niederen Funktionen des materiellen Daseins, wie Konsumhalle, Waren- und Lebensmittelversorgung, sondern auch für die höheren Bedürfnisse der Kultur und des Geistes, wie Schulen, Bade-, Sport- und Klubhaus, Lese- und Redehalle, Bibliothek, Ortsmuseen samt Ausstellungsräumen, Rathaus, Kirche und unter Umständen sogar ein Theater. Ein solches Wohnviertel also, das aus Familienhäusern und öffentlichen Gebäuden besteht, wird nicht nur als Gemeindewesen, sondern auch als architektonische Anlage eine organische Idee darstellen. Es werden Straßen und Plätze gebraucht, um das Ganze

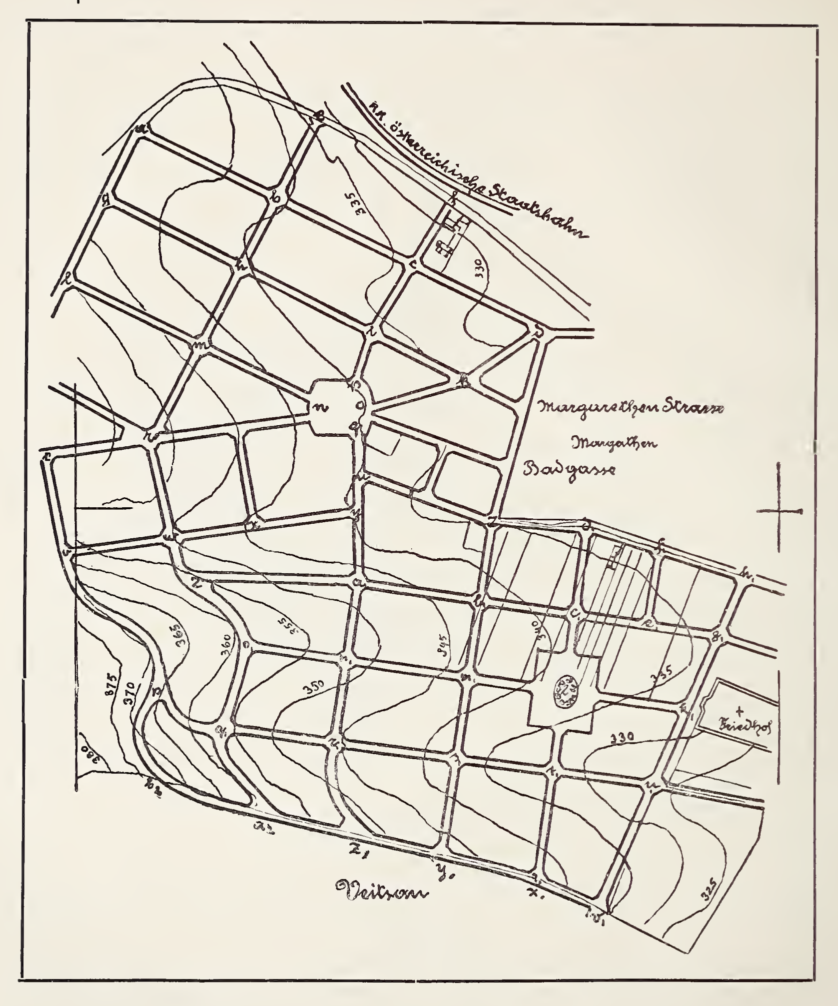
zu gliedern. Straßen für den Hauptverkehr und stillere Straßen, Gartengassen für das Wohnen. Plätze für die Zufuhr, den Mark mit Gemüse und Obst, und Plätze für den geselligen Verkehr, architektonisch schöne geschlossene Plätze mit den Hauptgebäuden mit Ruhebänken, Baumeinfassungen, geschnittenen Laubwänden, öffentlichen Brunnen und Denkmälern. Plätze, die geschützt sind vor Zugluft, Staub und Fuhrwerken. Also sollen die Zufahrten und Zugänge der Plätze nicht in der Mitte einmünden, sondern seitlich. Für die Anlagen der Straßen und Plätze ist aber auch die natürliche Bodengestalt von Einfluß. In der Ebene macht es nichts aus, wenn aber das Terrain ansteigt, ist vieles zu bedenken: die Mulden, die Feuchtigkeitsverteilung, die Wasserscheiden und Wasserrinnen, die Möglichkeit der Trinkwasserversorgung in den oberen Partien, die Wegführungen und Überwindung der Steilheit. Man wird die Häuser nicht in den Mulden bauen oder in den Wasserrinnen, wo natürlich die größte Feuchtigkeit herrscht, die geringste Sonne und die meiste Kälte. Ich würde diese und noch manche überflüssig erscheinende Regel nicht erwähnen, wenn ich nicht arge Versündigungen gegen diese Selbstverständlichkeit kennen würde, Verstöße, die unter der Herrschaft des bauamtlichen Schemas unvermeidlich scheinen. Auch wird man ursprünglich bestehende Baumgruppen nicht zerstören, sondern für die Platzanlagen auszunützen wissen. Man wird sich auch nicht die feine Weisung der alten ursprünglichen Straßen- und Feldwege entgehen lassen und sie als Grundlage des neuen Straßennetzes nehmen, was man gewöhnlich leider nicht tut. Man wird den Zugang von außen her durch Straßenserpentinen für den Wagen- und Lasten-

verkehr erleichtern, denn wenn gewundene Wege irgendwo am Platze sind, so sind sie es hier, an den Außenseiten der Stadtanlage, die Steilheit zu überwinden. Man wird sich aber den architektonischen Vorteil nicht entgehen lassen, das Wohnviertel im Inneren terrassenförmig anzulegen, schöne regelmäßige Plätze als breite Stufen übereinander anzuordnen, und die Verbindung solcher Terrassen durch schmale Gartengassen und Stiegenanlagen herzustellen. In der Ebene ist alles viel bequemer zu machen, aber freilich ohne die Möglichkeit einer solchen außerordentlichen Wirkung. Unter allen Umständen aber wird die ganze Anlage nicht mehr ein Haufen lose nebeneinander stehender Häuser sein, sondern ein planvolles, abwechslungsreiches, baulich zusammenhängendes Gebilde von Häusern, Verbindungsmauern, sich weit öffnenden, aber vor den Blicken wieder zusammenschließenden Plätzen, Brücken, Stiegenanlagen, Gartengrün, geschnittenen Hecken darstellen, darin aber jedes Haus ein Individuum ist, ein Eigenleben führt und isoliert sein kann, trotzdem es nicht den Unfug einer Feuermauer oder den schematischen Begriff einer „geschlossenen Bauweise“ geben wird. Solche Anlagen hat auch in ganz kleinem Umfange die ältere heimatliche Bauweise oft in wunderbarer Weise gelöst und es ist zu verwundern, daß man solche Vorbilder so beharrlich übersehen konnte. Ortschaften, die unter der Herrschaft des Schemas furchtbar entartet sind, haben oft noch einen geringen Rest des alten Bauzustandes, der die ganze Schönheit offenbart. Man fragt sich, wie man an solchen Beispielen ganz blind vorübergehen konnte. Die ältere heimatliche Baukunst also, ohne nach dem Schema „geschlossene oder offene Bauweise“ vorzugehen und

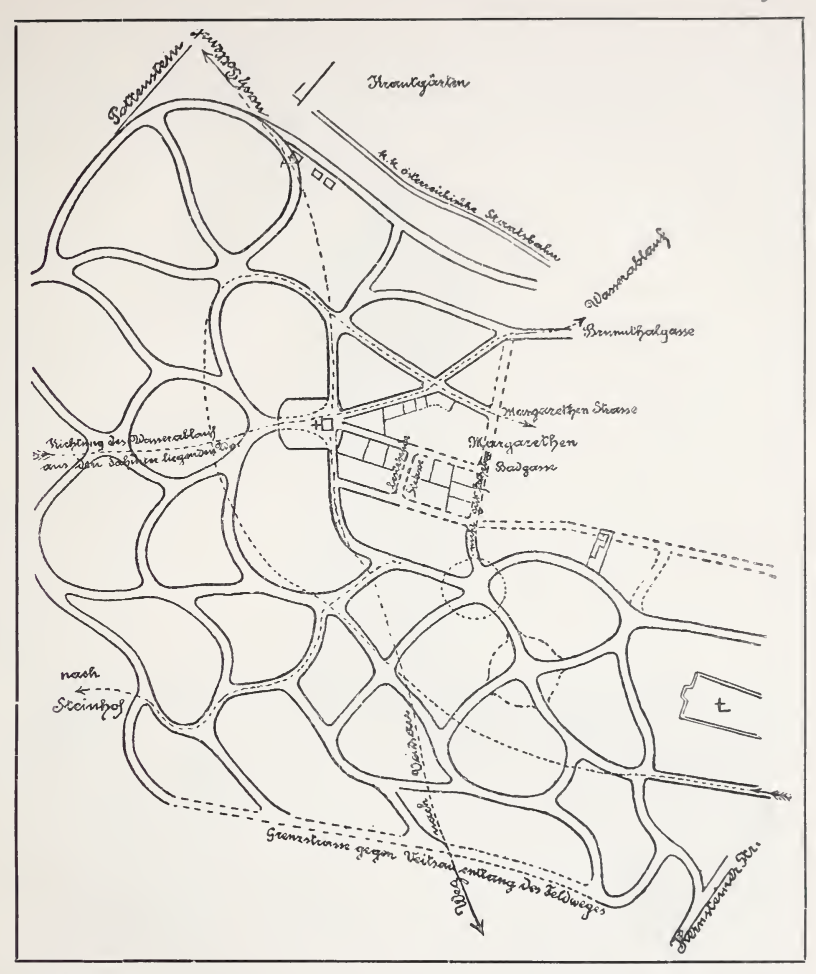


Ringdörfer.

Die ursprüngliche Planung, in der sich die Rasse und die Naturverhältnisse ausdrücken, ist für die künstlerische Neuanlage nicht belanglos.

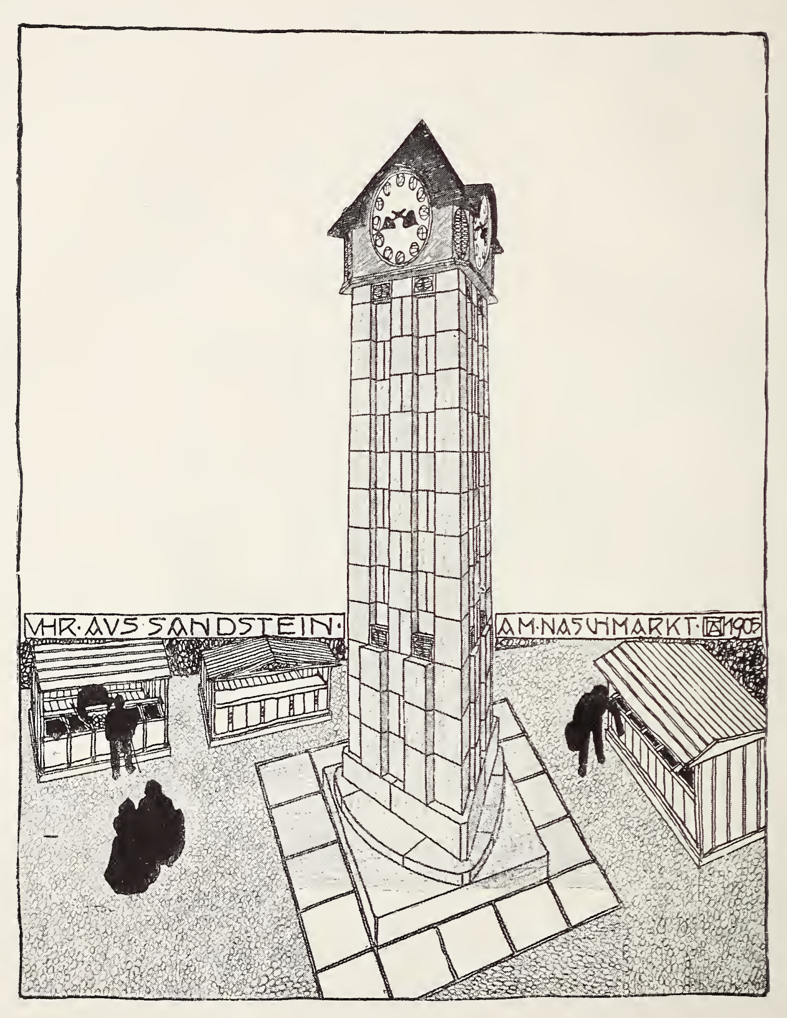


Regulierungsplan, wie er nicht sein soll, schematisch und die hügelige Terrainbeschaffenheit nicht bedacht. War für eine Wohnkolonie bestimmt.



Derselbe Regulierungsplan, wie er nicht sein soll, willkürlich ohne Rücksicht auf die natürlichen Grundlagen.

An sich ist weder das krumme noch das gerade Straßennetz richtig. Die Kritik der ersten Planung bestimmte den Geometer, es zur Abwechslung mit Bretzelwegen zu versuchen, auf das Schlagwort hin, ohne die Gründe oder die Besonderheit des Falles zu erkennen. Eine der vielen Thorheiten aus der Praxis unberufener, d. h. unkünstlerischer Kräfte.



Marktuhr. Entw.: A. Holub.

ohne an das eine oder an das andere zu denken, hat auf natürliche Art beides zugleich verwirklicht, offene und geschlossene Bauweise. Jedes Dorf, jede kleine Stadt, jedes Schloß mit einem Anhang von ein paar Bürgergassen und einem Platzgebilde liefert Beispiele dafür. Sie hat jedes Haus als Individuum behandelt, für eine Familie bewohnbar, und entsprechend isoliert, mit ein paar Fensterfront nach der Gasse und einem Vorgärtchen unter den Fenstern, aber sie hat durch eine Torwand neben dem Hause eine Mauerverbindung mit dem Nachbarhause hergestellt. Das Tor in der Verbindungsmauer ist der Eingang in den Hof, wo sich das Haus mit den verschiedenen Räumen lang hinzieht, ein wohnlicher Gartenhof, dem sich hinten der eigentliche Garten anschließt. Oft ist der schmale Hof eine Pergola, oft ist er weiß gepflastert und Kübelpflanzen stehen darin, ein entzückender Anblick und Aufenthalt. Nach außen hin ist die Wandflucht geschlossen, hier und da überragt von wiegenden Baumkronen, hier und da in der Wandflucht eine Unterbrechung durch ein neugierig vortretendes Haus mit seitlichem Auslug; überall aber unter den Fenstern und nur zwei, drei Fenster breit, die Vorgärtchen, umzäunt, um Platz zu machen für das Tor, für den Geschäftsladen, die Auslagefenster oder für einen erkerartigen Vorbau, um sich in der Fluchtlinie immer wieder fortzusetzen, wo weder Tore, noch Läden, noch Vorbauten, sondern nur Fenster von blumenbedürftigen Wohnstuben sind. Und endlich wo die Straßen tief gehen, wie in den erwähnten Mulden oder ehemaligen nun überdeckten Wasserläufen, und die Häuser zu beiden Seiten hoch an den Berglehnen stehen, mit Futtermauern unter sich und Treppen die Futtermauern empor, und wo

nichts als Mauern die Straßen säumen, oder endlich wie in den Gassen mit langhinziehenden Gärten, von hohen Mauern umschlossen und üppigem Grün und Sträucherwerk überwuchert — wer sollte nicht die Schönheit einer gutgebauten Mauer kennen, wer hat noch nicht die wundersame Einsamkeit der schönen Gartengassen mit den festen Gartenmauern gefühlt? Gewiß wird jeder sagen wollen, sie zu kennen oder sich ihrer Schönheit zu erinnern, sicherlich aber haben sie die Schöpfer jener albernen Bauvorschriften, die eine „durchsichtige" Umzäunung verlangen und die geschlossenen Mauern verpönen, nicht gekannt. Lieber trägt man heute mit enormen Kosten einen ganzen Berg ab, bevor man sich entschließen würde, Mauern zu errichten, Terrassen anzulegen und ein architektonisch schönes Gebilde, das den Ausdruck menschlicher Angemessenheit und edler Sachlichkeit trägt, auszuführen. Lieber arbeitet man nach dem Schema „offene oder geschlossene Bauweise" und hat nicht weiter zu denken.

Bis hierher bleibt sich alles gleich, ob man ein Villenviertel oder ein Arbeiterviertel baut. In den Notwendigkeiten, zu denen gute Bauweise, gutes Material, alle hygienischen Einrichtungen und die erwähnte wohlerwogene Angemessenheit gehören, gilt für alle Fälle dasselbe: schöne Sachlichkeit und Einfachheit. Das Villenviertel kann nun je nach dem Reichtum seiner Bewohner hinausgehen und diese schöne Sachlichkeit und Einfachheit kostbar machen: edle Hölzer und Marmor verwenden, Plastiken an ihren Häusern aufstellen, seltene Blumen ziehen und im ganzen ein Plus materieller Ansprüche zeigen, die aber keinen wesentlichen Unterschied bedeuten und nicht die menschlichen Notwendigkeiten

berühren, die unter richtigen Verhältnissen auch im einfachsten Arbeiterdorf erfüllt sein sollten.

Das Rechte in diesen Dingen zu suchen und zu finden, wird immer Sache des künstlerischen Ingeniums sein müssen. Ich wollte nur auf die allgemeinen Fragen und Forderungen, die geltend zu machen sind, aufmerksam machen und die Möglichkeit eines Verständnisses für solche im Interesse des Volkswohles wichtige Angelegenheit erschließen; keinesfalls aber wollte oder könnte ich ein Rezept geben, wie es in jedem besonderen Falle zu machen ist. Dafür sind ja die Bauämter da, die Schemen aufstellen, Schablonenbegriffe wie „offene oder geschlossene Bauweise" und ähnliche landesgefährliche Verordnungen. Wenn mir nichts gelungen ist, als diesen Bureaukratengeist zu verdächtigen und die Staatsbürger gegen ihn aufzuwiegeln, so betrachte ich es schon als einen großen Gewinn und fühle mich für diese und fernere Bemühungen im Namen der wenigen wahrhaften Baukünstler mehr als belohnt.

Das Wohnhaus.

Die neuen Gedanken in bezug auf das Wohnhaus sind im folgenden zu einer flüchtigen Übersicht zusammengefaßt. Wenn man ein Wohnhaus baut, soll es eine Heimstätte des Glückes sein. Das müßte man von seiner Stirne lesen können, wie man es von den Stirnen der älteren ländlichen Wohnbauten lesen kann, in schlichten, unverkünstelten Zügen, die alle häuslichen Glücksmöglichkeiten offenbaren. Vermenschlicht erscheint der Ausdruck solcher Häuser, so beseelt sind sie von dem Leben der Familie und deren Bedürfnissen, und ausgefüllt bis in alle Winkel. Kein toter Raum ist darin, nichts Überflüssiges und daher Zweckloses, aber alles Vorhandene ist angemessen und behaglich. Ihre Schönheit ist Sachlichkeit, und Sachlichkeit eines Wohnhauses ist Wohnlichkeit.

In bezug auf Wohnlichkeit ist die lebende Generation nicht verwöhnt. Im Gegensatz zu dem älteren heimatlichen Baugedanken verlegt sie den künstlerischen Schwerpunkt nicht auf die Sachlichkeit der Konstruktion und Grundrißlösung, sondern vielmehr auf die „schöne“ Fassade, wo eine babylonische Wirrnis von Stilbrocken, ein Ragout von zwecklosen Erkerchen, Türmchen, Giebelchen über den Mangel einer zwecklich formalen Lösung hinwegtäuschen soll. Der Schein steht hier höher als das Sein. Protzig prunkend stehen diese aufdringlich gebauten Villen neben den einfach schönen

älteren Wohnbauten des Landes, trotz des äußerlichen Aufwandes verunzieren sie die landschaftliche Physiognomie, mit der sie nicht grund- und materialverwandt sind, hinter der starren Maske ihrer gipsüberladenen Fassade suchen wir vergebens die freundlichen Hausgeister der Behaglichkeit und Wohnlichkeit, durch die die schlichteren Nachbarn ausgezeichnet sind. Es ist unerfindlich, warum sich die Villenbesitzer gerade nur die schlechten Großstadthäuser, die in den häßlichen Vorstädten zu finden sind, zum Vorbilde genommen haben, warum sie nicht lieber die feinen Beispiele ihrer mehr oder weniger ländlichen Umgebung klug beachteten und mit Vorteil ausnutzten. Soviel erhellt, daß die lebende Generation, die solches Wahrzeichen ihrer künstlerischen und persönlichen Unkultur schuf, nicht mehr weiß, was wahre Wohnlichkeit st, wenngleich die Gegenwart über ungleich mehr Komfort im einzelnen verfügt, als die Vergangenheit. Aber ein lebhaftes Wünschen ist entstanden, ein Umschwung zur strengen Sachlichkeit, die mit Bad und Waterklosett einsetzte. Man hat von dem individuellen Haus gehört, das sich persönlich gebärdet und hat in dem nicht immer schönen Wahn gelebt, jedes Haus müsse ein anderes Gesicht zeigen, ein „individuelles". Was wir brauchen, ist eine gute Wohnhaustype für jedermanns Gebrauch, der unter seinem eigenen Dach leben will. Eine wohnliche Type, für die nicht die Schablone, nicht die forcierte Individualität, sondern vor allem der Mensch das Maß ist und die Familie. Natürliche örtliche Vorbedingungen kommen für die Wohnlichkeit zunächst in Betracht bei der Wahl des Baugrundes. Der Boden soll gut beschaffen sein, seine Lage westlich oder nordwestlich von der Stadt, am besten in Tälern,

die nach West oder Nordwest offen sind, weil von dort die reinigenden Winde kommen; es ist die Richtung, nach der sich die Städte naturgemäß entwickeln. Die örtlichen Verhältnisse spielen eine Rolle in bezug auf Kanalisation, Gas-, Wasser-, Elektrizitätsleitung und Verkehrsmittel. Unter solchen Voraussetzungen läßt sich sagen, daß ein Familienhaus, um wohnlich zu sein, solid und wetterfest gebaut sein muß, aus gutem Material, das sich der Gegend natürlich einfügt, mit genügendem Spielraum und Garten, und vor allem nicht aufdringlich, um der Schönheit des Landstriches oder der schmucken älteren Häuser nicht Abbruch zu tun.

Soviel im allgemeinen.

Auch im besonderen gilt die Weisheit einer guten Tradition. In alten ländlichen Familienbauten, war die Diele als Zentralraum durchgebildet, in den heimatlichen Hausformen zumindest rudimentär vorhanden; wir finden sie im modernen Einfamilienhaus als „Halle“ wieder.

Der Salon ist abgeschafft. Die Halle ist der Zentralraum des Hauses, in dem sich das tägliche Leben der Familie und das Gesellschaftsleben überhaupt abspielt. Eine Gesellschaft fühlt sich am behaglichsten, wenn sie in einem einzigen größeren Raume vereinigt ist, das Anschließen und Abtreten fällt ungezwungener und unbemerkter, als wenn man durch eine Tür in ein anderes Zimmer treten muß oder wenn die Gruppen in kleinere Nebenräume verteilt und eine von der anderen ausgeschlossen scheint.

Ein größerer Raum als Zentralraum des Hauses bietet aber auch künstlerisch den Vorteil, daß er die Anordnung der Möbel erleichtert und originelle Ausgestaltungsmöglichkeiten zuläßt. Hier setzt die

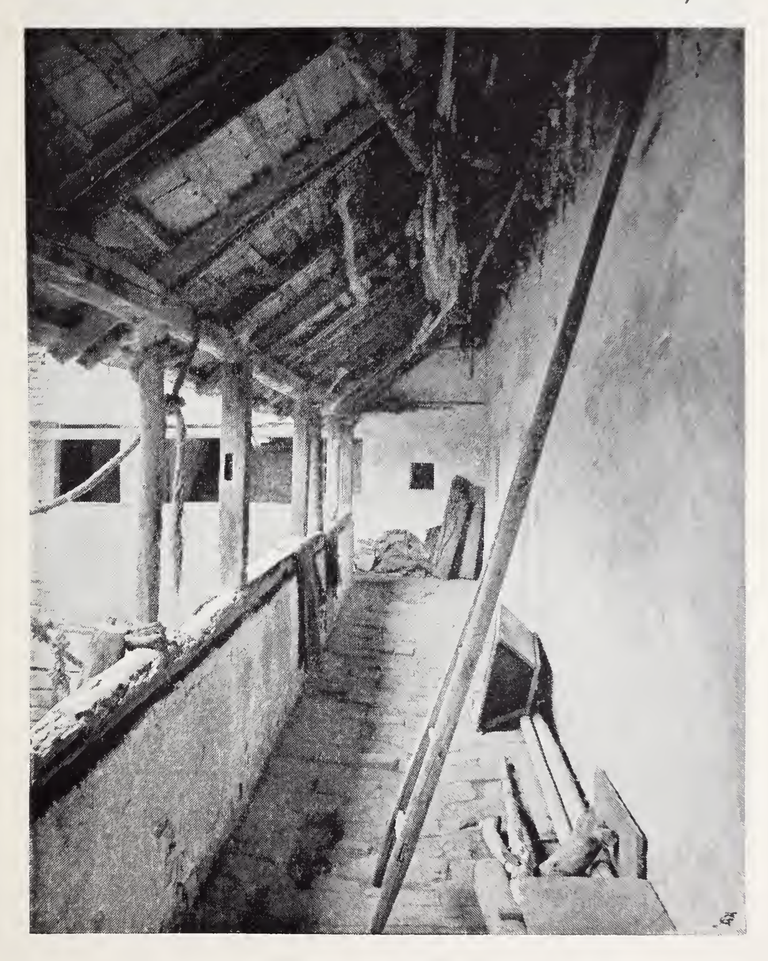
Raumkunst ein, Hausbau und Mobiliar bilden eine konstruktive Einheit, im Gegensatz zu den nach Art großstädtischer Miethäuser gebauten Villen, die als leere Gehäuse nach Gutdünken mit Möbeln angefüllt wurden. Raum und Möbel mußten sich miteinander abfinden, so gut es ging. Der enge Zusammenschluß von Architektur und Kunstgewerbe oder mit anderen Worten, von Hausbau und Hauseinrichtung, wie sie heute noch im niederdeutschen Bauernhaus gefunden werden kann, ist einer der größten Fortschritte der Moderne.

Die großen Fensterblicke der Hallen gehen in die Landschaft hinaus, anmutige Ecken und unterbrochene Wandflächen ergeben Nischen und Kojen, die auch den großen Raum intim erscheinen lassen. Verschiedene Sitzgelegenheit in den Korners, am Kamin, in der Bücherecke geben alle Bequemlichkeit. Eine offene Stiege steigt in der Halle empor und führt zu den oberen Räumen, die den persönlichen Bedürfnissen der Familie dienen. Diese anderen Räume gruppieren sich in zweckvoller Anordnung um den Zentralraum und bestimmen durch die Lage ihrer Fenster, die, unbekümmert um die Reißbrettsymmetrie, dort angebracht werden, wo man sie just braucht, das Gesicht des Hauses, die Fassade. Nun hat sie schon wiedereinen vermenschlichten Ausdruck bekommen. Das Haus trägt nicht mehr die Maske der herkömmlichen Fassaden architektur, es drückt vielmehr wieder eine organische Idee aus. Allerdings besteht die Neigung, die Treppe aus der Halle zu entfernen und die Halle als geschlossnes Wohnzimmer oder Gesellschaftsraum auszubilden.

Von diesem Gesellschaftsraum nicht weiter bewohnt wird, gelangt man in das Speisezimmer. Das Zimmer der Hausfrau kann auch neben der Halle liegen, denn die Hausfrau will

den Wirtschaftsräumen nahe sein, die sich im Untergeschoß des Hauses befinden. Küche, Keller, Speisekammer und andere Vorratsräume, Heizraum, Waschküche, die Zimmer für das Dienstpersonal befinden sich im Untergeschoß, ein eigener Eingang, die Haustreppe vermittelt den dienstlichen Verkehr abseits von dem reservierten Haupteingang, der durch ein kleines Entree in die Halle führt. Im Obergeschoß, einerseits durch die Haustreppe, anderseits durch die Diensttreppe erreichbar, befinden sich die Schlafzimmer der Herrenleute, mit Baderäumen, ein Arbeitszimmer, ein oder mehrere Gastzimmer und gegebenenfalls die Kinderräume, als Schlaf-, Wohn- und Spielzimmer. Die übliche Enfilade einer Großstadtwohnung, die für die Mehrzahl der schlechten Villenbauten maßgebend wurde, fehlt hier; kein einziger Raum ist der bloßen Repräsentation wegen da, den Pulsschlag des Lebens fühlt man in allen Teilen des Hauses. Alle modernen technischen Einrichtungen, für den heutigen Komfort unerläßlich, sind dem Organismus eingegliedert. Die Heizungsanlagen, die Wasserleitungen, das Beleuchtungswesen, die gewöhnlich als feindselige Elemente für die architektonische Harmonie empfunden werden, weiß der moderne Architekt zu gefälligen Helfern seiner künstlerischen Absichten zu machen. Hygiene, Komfort und Schönheit sind gemeinsame Begriffe. Mit Luft, Licht und hellen, kräftigen Farben werden die schönsten Interieurbestimmungen bestritten.

Die örtlichen klimatischen Verhältnisse sprechen ein Wort mit bei Anlage der Laube am Hause, der Veranden und Terrassen. Hier muß nicht allein nach den Bedürfnissen des Menschen, sondern auch nach den Bilden des Wetters gefragt werden. Sie



Alter süddeutscher Bauernhof mit Holzgalerie.



Bürgerhof mit Steingalerie, alte Bautradition. Vergleiche damit den Bauernhof auf dem vorigen Bild.

Während viele Werke uns über den officiellen Kunstaufwand der Fürsten unterrichten, wissen wir kaum wie der Bürger vor einem Jahrhundert und weiter zurück mit seinem Leben formal fertig wurde.



Bürgerhaus mit Steingalerie und Wohnhof, alte Bautradition,
eine Analogie zum Bauernhof, wie vorhin.



Wohnhof und Steingalerie im süddeutschen Bürgerhause; alte Tradition des Steinbaues.

Man betrachte den Bauernhof mit seiner analogen Holzgalerie.

sollen der Familie und der Gesellschaft einen behaglichen Aufenthalt geben, offen oder geschlossen, und vom Zimmer aus alle Annehmlichkeiten des Freien und des Gartens genießen lassen. Sie werden daher nach verschiedenen Seiten hin angelegt sein, um, je nach dem Tages- oder Jahresstand der Sonne, draußen sitzen zu können. Daß sie im Verein mit dem Dach das Haus und die Wohnräume gegen das Eindringen von Hitze und Kälte schützen können, war schon der älteren ländlichen Architektur bekannt, die eine Laube nach drei Seiten um das Haus legte. Daß auf die Lage und Größe der Veranden und Terrassen bei einem wohnlichen Hause ein Augenmerk gelegt werden muß, mag man an den meisten verkümmerten und wenig nutzbaren Veranden der fast durchwegs schlechten Cottages ersehen, oder an den Balkons, die, wie das Fremdwort besagt, aus der Palastarchitektur eingedrungen, nur eine bloße Dekoration von geringem oder keinem Gebrauchswert darstellt.

Auch dem Erker kommt eine praktische Bedeutung zu. Im Halbkreis oder Halboval dem Zimmer vorgelegt, muß er breit genug sein, mehrere Personen aufzunehmen, einen freundlichen Blick auf Garten und Platz zu gewähren und eine ruhige Lichtflut dem Raume zuzuführen. Die ältere Architektur hat ihn in mustergültiger Weise vorgebildet. Als monumentale Ausbildung des Fensters bedeutet er ein freundliches, belebendes Element für das Innere und Äußere des Hauses. Auch von der Lage, Größe und Form der Fenster, als der natürlichen Luft- und Lichtquellen des Hauses, hängt die Wohnlichkeit wesentlich ab. Man tut gut, an Stelle der üblichen zwei Zimmerfenster ein einziges, breites, quadratisches Fenster oder ein solches in Form eines liegenden Rechteckes in

der Mitte der Fensterwand möglichst hoch anbringen zu lassen, um nicht nur eine ausgezeichnete Beleuchtung und Lüftung zu erzielen, sondern auch rechts und links tiefe Ecken zu gewinnen, die, gut ausgebaut, geeignet sind, das Gefühl der Geschlossenheit und Geborgenheit zu erhöhen. Auch hierin ist die alte Volkskunst mit dem guten Beispiel vorangegangen und zeigt in vielen Gegenden an Bauernhäusern die quadratischen Fenster, die oft als Doppelquadrat nebeneinandergelegt sind und mit ihrer charakteristischen Sprossenteilung von innen nach außen entzückend aussehen. Fenster und Türen bilden die Angelpunkte, um die sich die neue vernünftige Raumgestaltung dreht. Von den unseligen großen Flügeltüren, die als verpöbeltes Überbleibsel repräsentativer Palastarchitektur in jeder armseligen Mietwohnung eine räumliche Verlegenheit bilden, wird man natürlich gerne absehen. Ebenso von dem ganz widersinnigen holzbraunen Anstrich und der künstlichen holzähnlichen Maserung der Holzteile, deren Farbe damit gerechtfertigt werden sollte, daß man den Schmutz darauf nicht sieht. Wahre hygienische Kultur wird schon aus diesem Grunde zum weißen Anstrich zurückkehren, der zur gründlichen Reinigung anhält, weil eben Schmutz und Staub darauf leicht sichtbar wird. Der Grundsatz ist bereits festgestellt, daß Material verwendet werden soll, das die Natur des Landes gibt und das fast immer der guten Tradition angehört. Es ist nicht zu begreifen, warum der einförmige graue Dachschiefer zur Eindachung den schönen roten Ziegeln, die in unseren Gegenden gebrannt werden, vorgezogen wird. Billigkeit kann nicht vorgeschützt werden, denn der übliche zwecklose, spielerische Zierat, mit dem die Dächer der Villen gewöhn-

lich herausgeputzt werden, kostet mehr als einfach schöne, solide Ziegeldeckung. Wer an alten Häusern in der Stadt oder im Dorfe gegen den Abendhimmel die kühne und zugleich ruhige Silhouette von Dach und Schornstein gesehen, wird das Bild nicht leicht vergessen. Auch der alte Schornstein verdient Beachtung. Wie das Dach, hochaufstrebend, weiß getüncht, oft monumental gebildet, scheint er sich den lichten Wolken zu vermählen, leuchtet er auf dem tiefblauen Grund des reinen Firmaments. Daran denke man beim neuen Familienhause. Dach und Schornstein sollen die äußeren Zeichen der Wohnlichkeit bilden. Es bedarf keines weiteren äußeren Aufputzes, das Haus, wenn es im Rauhputz, weiß getüncht, dasteht, wird schmuck aussehen und bei aller Neuheit sich der Gegend und den älteren heimatlichen Bauten harmonisch einfügen. Es wird natürlich einen entsprechenden Garten haben, der als Fortsetzung des Hauses gedacht ist.

Die wesentlichsten architektonischen Teile des Gartens sind der Gartenzaun und die Laube.

Die gute Überlieferung des Landes schreibt die Form des Gartenzaunes vor: ein Steinsockel, in regelmäßigen Abständen Steinpfeiler, dazwischen der Holzzaun ruht, weiß gestrichen.

Die Laube oder der Laubengang, auch Pergola genannt, von Ahorn, Weinlaub, Geißblatt und Kletterrosen überwuchert, ist das alte heimische Gartenmotiv, oft zum Lusthaus oder Salettel umgewandelt. Diesem Vorbild soll der Hausgarten folgen. Man wird nicht, wie in den protzigen Cottages, die sich mit ihrer Palazzoarchitektur als Schloß geberden, das Hausgärtchen als Park behandeln, mit Rasen und Baumgruppe, als Imitation einer sich ins

Unendliche aufrollenden Landschaft, mit Grotten, Springbrunnen, Felsenpartien, glasierten Gartenfiguren, Hirschen, Zwergen, Riesenpilzen und ähnlichen Geschmacklosigkeiten theatralisch aufgeputzt und damit nur den Eindruck des Unzulänglichen erzielen wollen. Man wird nach dem guten alten Beispiel einen Blumengarten anlegen, darin die heimatlichen Blumen pflegen, Bauernblumen, in geraden, steinumfaßten Beeten mit bekiesten oder gepflasterten Wegen dazwischen, und im richtigen Verhältnis zum beschränkten Raum nicht Rasen, Baum und Baumgruppen, sondern Blumenbeet, Laube und Hecke und Solitär- oder Kübelpflanzen als die eigentlichen Bestandteile des Hausgartens gelten lassen. Auf diese Weise können wieder Gärten entstehen, die zu jenen liebenswerten Biedermeiergärten passen, die mit ihren Glaskugeln, ihrer bunten Blumenwildnis eine hervorragende Schönheit unseres Landes bilden.

Das Gesagte will nicht mehr sein, als das kleine Einmaleins der Wohnhausästhetik, das jedem Bauherrn geläufig sein soll, wenn er daran geht, sein eigenes Heim zu bauen.

Man mag billig wünschen, daß die Zukunft in unseren Umgebungen und Provinzen wieder Einzelfamilienhäuser entstehen sieht, die nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Schönheit des Landes bedeuten und deretwegen wir uns vor den Großvätern, die in ihren Bauten die erhärteten Grundsätze kraft ihrer feinen Kultur unbewußt befolgten, nicht mehr zu schämen haben.

Wer baut oder bauen läßt, sollte mit diesen Gesichtspunkten vertraut sein. Es genügt nicht und man wird von hier weiter gehen müssen und reichere Aufschlüsse suchen, die gefunden werden können an Hand unserer Hinweise.

Ausstellungsbauten und Museen.

Was Städte mit einem intensiven geistigen und künstlerischen Leben nötig haben, sind Bauwerke dieser Bestimmung.

Das Ausstellungswesen als eine Funktion des öffentlichen Lebens der Neuzeit verlangt einen Bauorganismus, der nicht aus der Vergangenheit geschöpft werden kann. Die Vergangenheit kennt keine Ausstellung im heutigen Sinne. Für ein modernes Bedürfnis soll die moderne Form gefunden werden. Die Intensität der Produktion, der Wettbewerb der Kräfte auf allen Gebieten macht häufige kleine Ausstellungen notwendig. Man will nicht immer auf die kostspieligen großen Weltausstellungen warten, die vielleicht ihre Rolle ausgespielt haben und es gilt vieles zu zeigen, das in dem großen Rahmen verloren ginge und dennoch bedeutsam ist. Die ringenden Kräfte, die Ansätze neuer Bildungen wollen sich zeigen und ihr Publikum finden. Die Kulturarbeit für die eigene Stadt, die nächste Umgebung soll geschehen, an der alle mittun, und sie kann nur wirken, wenn sie sich zeigen kann in rascher, häufiger Wiederkehr, Anregung gebend und aus der Berührung mit der Welt Anregung nehmend.

Die große Menge fruchtbarer Kräfte und werdender Bildungen haben häufig keine Gelegenheit, sich zu zeigen und zu entfalten,

weil es an guter, einfacher und billiger Ausstellungsmöglichkeit mangelt.

Die Ausstellungsgebäude, die sich die Künstlervereinigungen errichtet haben, erfüllen nur den Vereinszweck und bilden nicht den neutralen Boden, den ein allgemeines Ausstellungshaus abgeben müßte. Selbst wenn sie gegen Miete zeitweilig zu haben sind, so stellt sich heraus, daß der Bauorganismus, dem Palazzostil entlehnt, das Unzweckmäßigste ist, was für ein Ausstellungsbedürfnis nur erdacht werden kann. Museen, Kunst und Industrie leiden aber für die eigenen Sammlungen an Raummangel und an dem erwähnten Fehler einer ungeeigneten Bauform, so daß es für ein modernes Ausstellungswesen ungeeignet erscheint. Vielen kunstgewerblichen und technischen Neuerungen, denen sich naturgemäß ein Museum nicht erschließen kann, ist heute dadurch so gut wie jede Ausstellungsmöglichkeit entzogen, zum Schaden für die Produktion und zum Schaden für die Kultur, die im Ausstellungswesen ein unentbehrlich gewordenes Erziehungsmittel, eine Art freier Akademie, darin sich die Kräfte messen und steigern, erblickt. Die Salons der Kunsthändler, ebenfalls nur einem Bruchteil des Schaffens zugänglich, sind ungeachtet verdienstlichen Wirkens nicht hinreichend, eine erschöpfende Übersicht auch nur der Kunsttätigkeit, die immerhin nur eine Provinz im Reiche der menschlichen Kulturarbeit ist, zu bieten. Zwar ist die moderne Geschäftsstraße, das Schaufenster auch eine Ausstellung. Aber es bedarf keines Beweises dafür, wie beschränkt und einseitig diese primitivste Ausstellungsart ist, die zwar über den Inhalt eines Ladens und den Zeitgeschmack des Publikums belehrt, keinesfalls aber über

alle triebsamen Kräfte, die der öffentlichen Teilnahme und der Förderung seitens des Publikums bedürfen oder, was vielleicht das Wichtigere ist, das Publikum belehren und gewissermaßen zur fördernden Mitarbeit erziehen.

Was weiß die Öffentlichkeit von dem Wirken dieser schöpferischen Kräfte? Was weiß sie von der künstlerischen Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Wohnungseinrichtungen, die auf den gelegentlichen Gewerbeausstellungen nie klar zum Ausdruck gekommen ist? Was weiß sie von der Kunst des Gartenbaues, von dem neuen Gedanken einer Gartenarchitektur, die in den üblichen Pflanzenausstellungen nie zu sehen war; was von den künstlerischen, hygienischen, verkehrstechnischen Grundsätzen im Städtebau, was von den modernen Baustoffen, was von den organischen Ideen im Hausbau, von der Reform einer Kunst im Hause und der weiblichen Handarbeiten, von den Techniken und der Ästhetik gewerblicher und industrieller Erzeugnisse, von der modernen Buchpflege, vom Stande des Illustrationswesens, vom modernen Holzschnitt, von den zahllosen Fragen, Problemen und Lösungen moderner Kulturarbeit, die im Verborgenen fort und fort geschieht? Was weiß sie davon, daß sich bei uns eine Edelmetallkunst, eine Goldschmiedekunst entwickelt hat, die hoch über dem Niveau der Durchschnittsware im Schauladen steht, daß im Textilwesen, soweit es moderne Stoffmusterungen angeht? Was weiß sie überhaupt von den Kräften, die diesen Fortschritt herbeigeführt haben?

Im Interesse der Kultur ist es notwendig, daß das Leben einer Stadt fortwährend sich selbst beobachtet und jeden bildsamen Trieb für die eigene Entwicklung fruchtbar macht.

Was zu diesem Zwecke nottut, ist d i e Z e n t r a l i s a t i o n d e s A u s s t e l l u n g s w e s e n s innerhalb jeder Stadt.

Ein großes, allgemeines Ausstellungshaus, darin jede Ausstellungsabsicht verwirklicht werden kann und gegen eine gewisse Miete beliebige große oder kleine Ausstellungen veranstaltet werden können, ist ein unentbehrlicher Organismus des modernen städtischen Lebens geworden, der geschaffen werden muß. Ein solcher Bau, der aus einem Bedürfnisse des modernen Lebens abgeleitet ist, muß daher einen modernen Baugedanken verkörpern. Es handelt sich also nicht mehr um ein Gebilde im italienischen Palazzostil mit Freitreppe, Arkadenhof, einen Wald von Säulen, korkstöpselartigen Karyatiden und der sonstigen üblichen Raumverschwendung für eine inhaltlose Feierlichkeit, sondern um Räume ohne falsches Pathos, die zu uns modernen, eleganten Menschen passen, also um ein G e b ä u d e , d a s s e i n e B e s t i m m u n g a u s d r ü c k t. Helligkeit und Geräumigkeit, viel Licht und viel Wand ist das Wesentlichste; nicht das Bauwerk ist die Hauptsache, sondern das Auszustellende; d i e s e s hervorzuheben und zur vollen Wirkung zu bringen, die im Ausstellungsgegenstand liegt, die Wiß- und Schaubegierde des Besuchers auf dieses zu konzentrieren, darin liegt die Bestimmung des Bauwerkes. Es soll große und kleine Ausstellungen beherbergen, alles vorteilhaft veranschaulichen können, was Kunst, Wissenschaft und Industrie im Dienste der Kultur hervorbringt und es soll ein unparteiischer Boden sein für alles, was immerhin gut und fördernswert ist. Darum wird die Leitung eines solchen Zentralinstitutes für Ausstellungswesen Männern anvertraut sein müssen, die nicht merkantile oder partei-

liche Interessen pflegen, sondern die die Kultur heben und von denen die Fähigkeit dazu vorausgesetzt werden kann. Die Wertigkeit in den Bestrebungen sowie in den Erreichungen ist das einzige, worauf es bei der Kultur ankommt.

Es gilt nicht nur Bedürfnisse zu erfüllen, sondern auch vorauszusehen. Da es sich zunächst um ein Bauwerk handelt, müssen von vornherein die Künstler zu Rate gezogen werden. Die Pflicht der maßgebenden Faktoren ist es nur, den Berufensten zu erkennen. Er wird gefunden werden, wenn man will.

Über das Ausstellungswesen liegen bestimmte Erfahrungen vor, die zu benutzen sind; an den bestehenden Werken kann man zumindest lernen, Fehler zu vermeiden. Als direktes Vorbild ist keines der vorhandenen Bauwerke dieser Art zu betrachten. Der Kristallpalast in London, der Glaspalast in München sind zwar Produkte der Neuzeit und sind für ähnliche Notwendigkeiten, wie die oben geschilderten, vorgesehen; sie sind überaus praktisch, aber auch ziemlich häßlich. Maßgebend wird die Besonderheit des gegebenen Falles und das genaue Studium der Bedürfnisse, der vorhandenen und der vorauszusehenden, sein.

In vielen großen Städten, wie Dresden z. B. fehlt heute noch ein sogenanntes Gesellschaftshaus mit angemessenen Räumen für musikalische und rednerische Darbietungen, für gesellschaftliche Vereinigungen aller Art. Hier hilft man sich recht und schlecht mit mehr oder weniger üblen Gasthauslokalitäten, die meistens im schreienden Widerspruch zu dem geistigen Wesen des Vorgetragenen stehen. Berlin war im Begriffe, mit einem Gesellschaftshaus voranzugehen, aber „Rheingold“ ist zuguterletzt doch nur ein monu-

mentales Wirtshaus geworden. Wissenschaftliche Darbietungen sind in der Regel besser darin. Sie haben ihre Heimstätten, wenngleich auch in dieser Hinsicht nicht alles am Besten steht. Die wiedererwachte Heimatliebe rückt lokale oder städtische Museen für die örtliche Kultur in den Vordergrund. Sie sind eine Angelegenheit für alle Städte. Wenn es sich aber um nichts weiteres handeln sollte, als durch Kaisers Empfangssaal und Bürgermeisters Empfangssaal das monumentale Wahrzeichen einer leeren Feierlichkeit zu errichten und für die durchreisenden Fremden zu den während eines zweitägigen Stadtaufenthaltes durchrannten 300 Museums- und Ausstellungssälen noch einige Dutzende von Museumszimmern hinzuzufügen, dann ist schade um jeden Betrag, der aus den Gemeindegeldern für einen solchen Bau verschwendet wird. Dagegen ist die Bausumme in jeder Höhe nutzbringend angelegt, wenn das Stadtmuseum als Volksbildungsstätte aufgefaßt wird. Die Auffassung müßte im Bauorganismus zum Ausdruck kommen. Die Repräsentation würde als überflüssig und drückend empfunden werden. Alle Mittel aber wären zu verwenden, es im Innern weitläufig und bequem, gepiegen und angemessen und bei aller Schlichtheit so anheimelnd und einladend als nur möglich zu machen, wobei nicht nur bestehende Forderungen zu erfüllen, sondern auch Bedürfnisse vorauszusehen sind. Was ein solches Museum für die künstlerische und kulturelle Bildung in unserer Stadt auf Grundlage der eigenen Vergangenheit zu leisten hätte, ist vielleicht nicht einmal noch annähernd erkannt.

Der Gedanke ist berückend.

Was wissen wir von der künstlerischen und kulturellen Vergangenheit auf unserem Boden?

Wie viele triebsame, künstlerische Kräfte sind erloschen, weil sie die Wurzelhaftigkeit verloren haben? Wir hatten in der Zeit von 1750 bis 1850 in der Architektur, in der Malerei, im Kunstgewerbe und namentlich in der Möbeltischlerei eine Blüte besessen, die völlig vergessen ist; wo finden wir in den neuen Städten die Weiterentwicklung dieser künstlerischen Gedanken, die damals aufgespeichert wurden? Die moderne Stadt ist ein Monument des Erschlossenseins künstlerischer Triebkräfte. Das Schaffen der alten Kunst, soweit es mit lokalen Bedingungen zusammenhängt, ist nirgends zu überschauen; die Entwicklung und Pflege des Porträts wird in keiner Galerie veranschaulicht. Hier müßte das städtische Museum mit der erziehlichen Absicht einsetzen, das Vorhandene nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen und allmählich auszubauen. In der Architektur fehlt gänzlich das Vorbild heimischer Baugedanken, obzwar bis ungefähr 1850 der Kupferstich unausgesetzt beschäftigt war, Perspektiven und Grundrisse jeglicher Bauwerke, Gartenschöpfungen und Stadtbilder zu verbildlichen und es keine sonderlich schwierige Aufgabe wäre, an solchen Blättern die praktische Architektur auf heimatlicher Grundlage aufzurollen und dem architektonischen Neuschaffen der Stadt einen unbezahlbaren Dienst zu erweisen. Im Kunstgewerbe gilt das gleiche; die ausgezeichnete Möbeltradition in der Heimat ließe sich heute noch mit Leichtigkeit in kleinen Musterräumen darstellen, eine Aufgabe, die in den Bereich eines städtischen Museums gehört und von diesem schon deshalb ge-

löst werden müßte, weil das Leben vorläufig die Erfüllung schuldig bleibt. Namentlich im Anhang an die Reliquiarräume hervorragender Persönlichkeiten, die schon zum Bestande des Museums gehören, sind sie als Fortsetzung dieses Kulturbildes, das mit diesen Wohn- und Sterbezimmern erschlossen wird, gut zu denken. Auf dem Gebiete der Theatergeschichte fehlt es vollends an einer erschöpfenden und ständigen Ausstellung, die eine lebendige Beziehung zum heutigen Theaterwesen unterhielte.

Außer diesen allgemeinen Beziehungen gibt es noch viele wesentliche Gesichtspunkte, in technischer und gewerblicher Hinsicht, von denen aus die Funktion des Museums zu leiten ist. Die Graphik und der Buchdruck, Holzschnitt, Lithographie, Kupfer- und Stahlstich haben einst eine künstlerische Höhe eingenommen, ebenso wie der Buchschmuck, die Buchausstattung, der Buntdruck und der Ledereinband, die an den zahlreichen Almanachen, den verschiedenen und originellen Ankündigungen, den Privat- und Familiendrucken ein ansehnliches, noch nutzbar zu machendes Material überliefert haben. Die Kultur der Familie und der Persönlichkeit wäre zu gleicher Zeit zu betonen und in ein besonderes Licht zu stellen, indem die Forderungen des Geschmackes, der technischen Sachlichkeit und Solidität als Grundlagen der formalen Schönheit, selbst an den anscheinend so geringen Dingen wie den Spielkarten, den Wunsch-, Gratulations- und Besuchskarten, aufzuzeigen wären, um den allseitigen Zusammenhang der formalen Kultur darzustellen, der den Schmuck, die weiblichen Handarbeiten und das Kostüm mit einbeziehen müßte.

Wir wissen nicht, wie viele Interessenkreise auf diesem Wege

noch entdeckt werden können, wir wissen auch gar nicht, ob man bei der guten Vergangenheit stehen bleiben oder ob man nicht den kleinen Schritt weitergehen würde, gute Hervorbringungen der Gegenwart dem alten Bestand anzugliedern, um die Entwicklungslinie weiter zu führen. Wir wissen nur, daß das Fehlen einer solchen Bildungsstätte schwer empfunden wird und daß sie sich nur aus dem musealen Bestand an lokalen, künstlerischen und kulturellen Werten einer Stadt entwickeln muß, wenn die Museen aus dem fossilen Zustand von bloßen Kunstspeichern sich zu organischen Gliedern im Leben und Bildungsdrang der städtischen Kultur fortbilden würden. Sie könnten mehr leisten, als die Universitäten zu tun vermögen, sie könnten an der künstlerischen Erziehung des Volkes im weiten Umfang arbeiten. Diese Aufgabe bestimmt schon ihren inneren Organismus, in dem es an behaglichen Diskutier- und Vortragssälen möglichst in räumlicher Nachbarschaft mit dem betreffenden Sammelgebiet sowie im Zusammenhang mit einem kleinen Bibliotheksraum, der die Literatur des betreffenden Gebietes enthält, nicht fehlen dürfte. Hier müßte Rede- und Lehrfreiheit für jedermann herrschen. Wer irgend ein Gebiet des Sammelwesens studiert und darüber etwas zu sagen hat, sollte es auf bloße Anmeldung hin tun dürfen, seine Gemeinde findet er sicherlich, namentlich in den Abendstunden. Ein solches Volksmuseum muß des Abends geöffnet sein, der arbeitenden Bevölkerung sollte sein Segen zugute kommen. Und den Schulen. Die Lehrer müßten die Jugend hineinführen können, um die Heimatkunde nicht aus den Büchern, sondern an der lebendigen Anschauung vorzunehmen.

Aus der Erkenntnis dieser Aufgabe muß der Plan für das Gebäude hervorgehen. Ohne die räumliche Entfaltungsmöglichkeit ist die Erfüllung der Aufgabe, wenn sie je den leitenden Körperschaften, sei es des Museums oder der Gemeindeverwaltung vorgeschwebt ist, nicht zu erwarten. An der klaren Erforschung und Bestimmung der Bedürfnisse wird der Architekt erfahren, was er zu tun hat, sonst kann er nur Stückwerk leisten. Keine Repräsentation, keine Prunksäle für Ausstellungszwecke, sondern schlichte Räume mit möglichst viel Licht und viel Wand, hochgelegenen breiten Fenstern, an die Decke reichend, mit Eingangstüren vom Korridor aus, nicht von Saal zu Saal, damit die Ruhe und Geschlossenheit nicht durch das stete Durchhasten der Menge gestört und der Oberflächlichkeit des Durchhastens nicht Vorschub geleistet werde. Das Publikum ist zu erziehen, nicht alles auf einmal sehen zu wollen, um sich nichts zu merken, sondern wegen eines bestimmten Saales, einer bestimmten Vitrine zu kommen und mit einem bleibenden Eindruck zu gehen. Auf die Ausbildung zahlreicher Gesellschaftsräume, als Diskutier- und Vortragssäle, Bibliothekszimmer, Schreib- und Studierzimmer, ist großes Gewicht zu legen; jede Sammelabteilung soll solche Räume zur Verfügung haben. Schließlich ist daran zu denken, daß die Vereine von Sammlern, die Altertumsvereine und Stifter samt ihren Sammlungen den Sitz im Museumsgebäude haben, wo ja die Gegenstände nach dem Hingang der Begründer oder Stifter verbleiben sollen und deren Zugehörigkeit schon zur Zeit der Sammeltätigkeit aus privater Initiative äußerlich ausgedrückt würde. Es ist gar nicht abzusehen, wie sehr dadurch die Mithilfe privater Kreise zur Vermehrung des

Bestandes angeregt würde, abgesehen von dem weiteren Vorteil, daß die brahminenhafte Abgeschlossenheit solcher privater Körperschaften so ziemlich aufgehoben und ihre Tätigkeit der Öffentlichkeit unmittelbar nützlich gemacht würde.

Wenn nach innen das Beste getan, so wird es nach außen hin um den würdigen Ausdruck nicht verlegen sein. Wand und Fenster, was braucht es viel mehr? Architektonische Spielereien tun es gewiß nicht. Die Monumentalität liegt in der Größe der Verhältnisse, nicht im Zierat; sie wird für sich den Vorzug der Schlichtheit bewahren, der hier alles ist.

Das Schulhaus.

Zu den schlimmen Erinnerungen meiner Knabenzeit gehört das Schulhaus. Noch immer ist die Empfindung von damals wach: der erkältende Eindruck öder Gänge und Klassenzimmer, die, kahl und nüchtern, die verschüchterte Seele mit dem Eiseshauch der Lieblosigkeit erstarren, erschrecken und niederdrücken, anstatt zu erheben und frei und froh zu machen. Der Frohsinn, den das Kind von daheim mitbringt, erstirbt an der Schwelle des unfreundlichen Hauses, das eher einer Korrektionsanstalt gleicht, denn einer Erziehungsstätte, wo der ernste Samen der Bildung in die jugendlichen Herzen gesenkt werden soll. Der Grundsatz, daß Schule und Heim Hand in Hand gehen soll, wird allein schon durch den Schulbau zuschanden gemacht. Die Erfahrung werden die meisten aus ihrem eigenen Leben bestätigen können, daß es keinen größeren Gegensatz geben kann, als den zwischen Schule und Heim. Hier herrscht die Liebe, dort der Zwang. Aus dem anheimelnden Schoß des Daheims tritt das Kind in das frostige Bereich des Schulhauses; der harte, abstoßende Geist, der in dieser Gefangenhausarchitektur waltet, schleicht sich naturgemäß auch in den Unterricht ein und wird zum Despoten; die Entfaltung der geistigen und sittlichen Kräfte, die dem jungen Menschenwesen eine Lust



1. Bauernhaus mit Arkaden.

OFFENE VERANDEN UND ARKADEN ALS DAS IM FREIEN FORTGESETZTE HEIM.

Die drei aufeinanderfolgenden Beispiele zeigen in verschiedenen Verhältnissen die Lösung der Aufgabe, durch Arkaden-, Balkon- und Verandenbildung das Wohnen im Freien fortzusetzen. Ein bäuerliches Beispiel, ein alt bürgerliches und ein mißlungenes aus der jüngsten Zeit.

In dem obigen bäuerlichen Beispiel ist der Vorbau, Bögen und Pfeiler, als Arkadenbildung ein organisches Bauglied und aus diesem Grunde ästhetisch hinreichend befriedigend.



2. Alter Hof mit offener Veranda.

Mit Bezug auf die Erklärung im vorigen Bild ist auch diese Lösung im altbürgerlichen Hause baukünstlerisch ansprechend, weil die Säulenstellung architektonisch mitspricht und die offene Veranda trägt, die von dem vorspringenden Dach beschirmt wird; sie ist mithin im ganzen Baugedanken ebenso vorbestimmt, wie in dem bäuerlichen Beispiel die von dem Dach überdeckte gemauerte Arkadenbildung.



3. (Gegenbeispiel) Villa mit offener Veranda.

Neben den beiden vorangehenden guten Lösungen erscheint in diesem dritten Beispiel, dem „modernen", die „Veranda" als lose, unorganische Zutat, weshalb sie im Vergleich mit den beiden ersteren durchaus unharmonisch, unwohnlich und gar nicht erfreulich aussieht.



Kleinstes Einfamilienhaus, im Gegensatz zur „Zinsvilla“

sein soll, wird durch ihn zum Leid. Allerdings gibt es viele auch, denen dieser betrübende Gegensatz nicht so recht bewußt geworden, weil sie in ihrem Zuhause nicht mit Liebe und Trautheit umschirmt waren, wie die meisten Kinder der Armut. Aber gerade jenen Enterbten sollte die Schule um so reichlicher geben, was etwa das Familienwesen versagt, eine warme Stätte der Liebe und des Gedeihens. Die Schule gibt dem Hungernden Stein statt Brot. Der Geist des Schematismus, so er im Schulbau und in weiterer Folge im Unterricht waltet, ist eher bereit, weh als wohl zu tun.

Waren nicht die meisten von uns, von dem Betreten der Schulschwelle an bis zum erlösenden Glockenzeichen, das den erlösenden Schulschluß ankündet, von dem einen Gedanken beherrscht: „Wenn's nur schon aus wär'!?"

Man kann ruhig behaupten, jene Unaufmerksamkeit, jenes Fluchgefühl, das gewissermaßen den Zwang und die Härte der Unterrichtsmethode rechtfertigt, sie vielleicht sogar heraufbeschworen hat, ist zum Teil auf Rechnung der unkünstlerischen Bauweise zu setzen. Die Kunst stehe an der Schwelle des Lebens. Wo ihre Segnungen fehlen, ist kein Gedeihen. Man mag einwenden, daß es beim Schulbau in erster Linie auf Forderungen praktischer und hygienischer Natur ankomme, nicht aber auf ästhetische Wirkungen. Wer praktisch, hygienisch und ästhetisch in Gegensatz bringt, befindet sich in einem traurigen Irtum, denn er vergißt, daß das Echtkünstlerische zum Unterschied von dem Scheinkünstlerischen das Praktische und Hygienische zur Voraussetzung hat, also in Wahrheit nichts anderes, als die formale Lösung dieser positiven Forderungen bedeutet. Die glückliche, zwecklich formale

Lösung wird allein zu unserem Gefühle sprechen und man wird im Ernst nur das wirklich schön finden, was auch wirklich zweckdienlich ist. Wenn wir also von künstlerischer Lösung sprechen, ist naturgemäß auch das Praktische und Hygienische gemeint. Scheinkünstlerisch aber sind alle bisherigen Schulbauten, die sich mit nichtssagenden Schmuckformen an der Fassade begnügen und im Inneren Monumente unheimlicher Ideenarmut sind.

Schulbauten, denen der Segen der echten Kunst nicht fehlt, sind dennoch Gegenstand des Wunsches, nicht aber der Erfüllung. Wir haben bei uns noch keine Vorbilder, auf die wir hinweisen können, nicht einmal noch ein Anfang ist gemacht. Höchstens verwandte Gebilde aus verschollener Zeit sind vorhanden, aus denen ungefähre Andeutungen zu holen sind. Zwanzig Jahre oder mehr sind vergangen, seit wir uns in den geschilderten Schulzimmern die Herzen erfroren haben, ein starker Umschwung der Meinungen hat sich inzwischen vorbereitet und auf einzelnen Gebieten tatsächlich vollzogen, aber auf dem Gebiete des Schulhausbaues ist alles beim alten geblieben. Oder vielmehr ist es nicht beim alten geblieben, d. h. so, wie es in unserer selig-unseligen Schulbubenzeit war, sondern es ist noch schlechter geworden. Sechs bis acht Schulen wurden in unserer Stadt während der letzten Jahre gebaut, Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien und Realschulen, in denen der Kasernenstil Triumphe feiert. Und unzählige Beispiele aus der Provinz wären zu nennen, die als Schandflecke in der Landschaft sitzen und innen und außen das Musterbild geistlosester Schablonenarchitektur sind. Alle diese Verbrechen wider den guten Geschmack und die künstlerischen Instinkte des Volkes geschehen

im Namen der Hygiene und der Zweckmäßigkeit. In Wahrheit aber sind weder die Forderungen der Hygiene und der Zweckmäßigkeit erfüllt, noch ist überhaupt den primitivsten künstlerischen Anforderungen, die jede Dorfschule beachtet, Genüge getan, obzwar aus den Lehrerkreisen sich mehr als eine dringende Stimme erhebt und um Abhilfe schreit. Aber alle Schreie sind bisher ungehört verhallt, und es bleibt nicht weniger als alles noch zu tun übrig. Es ist bezeichnend für die Rückständigkeit auf diesem Gebiete, daß ungeachtet der enormen Wichtigkeit des Schulwesens bisher noch nicht der Versuch unternommen ist, zur Erlangung von geeigneten Schulbauprojekten die zeitgemäße Künstlerschaft im Wege einer Idealkonkurrenz für diese Aufgabe zu interessieren und eine künstlerische Neugestaltung anzubahnen, während ein solcher Versuch, dem Zeitgeiste gerecht zu werden, sogar schon in der kirchlichen Kunst mit nicht geringem Erfolge durchgeführt worden ist. Man kann nur aufrichtig wünschen, daß dieses Beispiel bei den Schulbehörden Nachahmung fände, um der Verheerung vorzubeugen, die nun auch schon dem offenen Lande droht. Wenn man auf einer Wanderung in irgend ein Dorf kommt, wo die Heimatkultur vom städtischen Einfluß noch ziemlich unversehrt geblieben, ist es gewöhnlich nur ein Haus, das unangenehm aus der Umgebung heraustritt. Dieses Haus ist das Schulhaus. Mit fremden Allüren, die zur sonstigen Bäuerlichkeit in häßlichem Widerspruch stehen, dem städtischen Mietskasernentypus nahe verwandt, gebärdet es sich wie ein verkommener Proletarier unter den behäbigen Ackerbürgern. Mit Wehmut mag man dabei an die alte Dorfschule denken, an das liebe, einfache, freundliche Haus,

das die Physiognomie der heimatlichen Wohnbauten trug, nur der Lage nach und der Bedeutung entsprechend hervortretend unter den anderen, mit dem Gärtchen vorne oder am Hinterhause und den freundlichen, hellen Schulstuben zu ebener Erde, weiß getüncht, und den reinlichen Bänken und den Bildertafeln an den Wänden, die bedeutsam und groß auf die junge lernbegierige Schar niederschauen. Des Schulmeisters Wohnung liegt hinter den zwei oder drei Klassenzimmern, und das ganze Haus hat davon den heimlichen, wohltuenden Anstrich häuslicher Behaglichkeit. Diese Schule ist die Fortsetzung des Heims. Für ganz einfache ländliche Verhältnisse bestimmt, ist sie freilich nicht geeignet, einen anderen Maßstab abzugeben, als den für das ästhetische Moment, also für das, was unter solchen Umständen für das Gemüt frommt. Für größere Ansprüche, wie sie etwa von den städtischen Schulen gestellt werden, hätten wir ein historisches Vorbild, wenn es eines solchen wirklich bedarf, in den Klosterschulen und Stiften, die im Gegensatz zu den heutigen Schulen Internate waren, und gerade aus diesem Grunde die Forderungen, die wir an eine wahrhaft moderne Schule stellen, bereits zum größten Teil gelöst enthielten.

Der künstlerische Blick wird sich jedoch kaum in die Vergangenheit wenden, sondern mitten in die lebensvolle Gegenwart, um aus dieser zu ersehen, was nottut. Um nun zu sagen, was der heutigen Schule künstlerisch fehlt, genügt es, aufzusuchen, was sie in praktischer und hygienischer Hinsicht entbehrt. Wenn man von der Lage des Schulhauses ausgeht, so ist zu bedenken, daß der künstlerische Ausbau einer Stadt bedingt, die Schule dorthin zu stellen, wo sie ihrer Wichtigkeit nach und als öffentliches

Gebäude gehört, also an künstlerischen, nicht etwa verkehrstechnisch wichtigen Punkten, wenn möglich an irgend eine Straßenerweiterung, an kleine Plätze, womöglich in klosterähnlicher Gruppierung um einen schönen, offenen Hof, aber beileibe nicht in der Art von Hinterhäusern. Enge Straßen kommen wegen der verlangten Helligkeit von Schulräumen gar nicht in Betracht; der Einfall des Lichtes, die Ausnutzung des Reflexes, die harmonischen Verhältnisse eines Raumes, Kontraste in einer Raumfolge, Vermeidung der mathematischen Regelmäßigkeit, des größten Feindes der künstlerischen Wirkung, das sind die leitenden Faktoren, die auch bei der Platzwahl eine gewisse Rolle spielen. Alles, was im gemeinen Sinne Architektur heißt, das Ankleben von Gesimsen, Pilastern, Säulen, Quadern, müßte unbedingt wegbleiben. Es ist nicht zu fürchten, daß kahle Nüchternheit Platz greifen würde, denn das Heimliche und Behäbige hängt gar nicht ab von dem Aufwand an schablonenhafter Ornamentik, die man heutzutage an die Fassaden leimt. Die Nüchternheit, die sie trotzdem zur Schau tragen, ist ohnehin nicht mehr zu überbieten. Wie wäre es aber, wenn die Stoffe der Sagen, des Märchens, der Religion architektonisch lebendig würden und am Hause in die sichtbare Erscheinung träten? Solches könnte nicht naiv genug sein. Von größter Wichtigkeit für die Außenerscheinung ist freilich die innere Gliederung, die Anordnung und die Natur der Räume, die dem Hause erst die eigentliche Physiognomie gibt, sofern es wirklich organisch von innen nach außen gewachsen. Hier ist der Punkt, wo die alten Klosterschulen mit ihrem Um und Auf an Nebenräumen, die dem Ganzen das bekannte, ungemein malerische Aussehen verleihen,

zu vorbildlicher Bedeutung werden können. Was unseren heutigen Schulen abgeht, sind Bäder, Schulküchen, darin für die armen Schulkinder von den Schulmädchen gekocht wird und zugleich eine wichtige Disziplin mehr fürs Leben gewonnen ist, ein Speisesaal im Anschluß an die Schulküche, Musikzimmer und noch manche der Räume mehr, die ein Institut, das ein Reich für sich ist und Vorhalle zum vielgestaltigen Leben, nicht entbehren soll. Die künstlerischen Grundsätze, die vernünftige Einfachheit und natürliche Ehrlichkeit heißen, werden auch hier zu den besten Formen führen. Sie werden sich auch in der Wahl der Farben kundgeben, sie werden nicht zulassen, daß die Holzteile, Bänke, Türen, Fenster, holzbraun gestrichen und künstlich gemasert werden, sie werden, wo man die Naturfarben nicht belassen will, zu einfachen, freudigen Deckfarben greifen lassen, sie werden den Vorräumen und Schulsälen das Uniformierte, Kasernen- oder Zuchthausmäßige nehmen und Behaglichkeit und Traulichkeit verbreiten. Und dieses letztere schon durch einfache, gute Bilder, durch den wohlfeil gewordenen künstlerischen Wandschmuck, der, an die Wände gehängt und von Zeit zu Zeit ausgewechselt, zu den jungen, aufnahmsfrohen Sinnen immer neu sprechen soll. Blumen sind gewiß nicht das letzte, was in einem Schulzimmer nicht fehlen soll. Über den Hof, den Spielhof, der der Erholung und der Lust gewidmet ist, wäre noch einiges zu sagen, wenn man nicht fürchten müßte, in Gemeinplätze zu verfallen — wenngleich kein Beispiel bekannt ist, das in dieser Hinsicht voranleuchten würde.

Was nützen zudem alle Vorschläge, wenn, was immer geschieht, die Gemeinde auf ihren Säckel verweist und sagt, dafür haben wir

kein Geld. Und wenn schon Opfer erforderlich sind, sind diese Opfer nicht durchaus notwendig, sind sie nicht ein auf Zinseszinsen angelegtes Kapital? Es ist unberechenbar, wieviel hoffnungsfrohe Menschensaat aus Mangel an geeigneter Erziehung und wohltuender Jugendeindrücke erstickt oder verkümmert, der Verelendung anheimfällt und dem Staate und der Gesellschaft zur Last fällt. Das Geld, das hier erspart wird, geht für die Zuchthäuser auf. Es fragt sich nur, was eine vernünftige Volkswirtschaft lieber tun wird.

Ein Bündel Fragen, eilig zusammengerafft, an denen der Künstler, der sich mit der Aufgabe befaßt, nicht gut vorüber kann, sind hierdurch als Anregung weiter gegeben.

Kirche.

In einer Gemeinde, wo wirklich einmal lauter einsichtsvolle Köpfe zu Rate waren, hatte man beschlossen, eine neue Kirche zu bauen. Der nötige Kirchenbaufond war aufgebracht worden, und als man beisammen saß, über die Ausführung zu beraten, sagte der Pfarrer, der nicht nur ein guter Seelenhirt war, sondern auch in allerhand menschlichen Betätigungen Bescheid wußte: „Geld haben wir zwar nicht viel, aber es reicht für ein würdiges Gotteshaus, bei dem die Kunst nicht fehlt."

Kunst, ist das etwas, das man sich extra verschreibt als Aufputz, Luxus, Dekoration, Putzmacherei?

„Nein, Kunst ist das, was euch hilft, das Leben und seine Forderungen zu gestalten, eure Wohnungen einzurichten, euer Haus zu bauen, eurer Verehrung Gottes sichtbaren Ausdruck zu geben, wofern nur alles mit ebensoviel Liebe als Verstand geschieht. Wo die Schablone anfängt, hört die Kunst auf. Sie ist etwas Lebendiges, das überall am Weltbau mittut, und darum darf sie bei unserer Kirche nicht fehlen."

Man war damit zufrieden; wenn es etwas ist, das das Unsichtbare sichtbar macht, dann kann man es ja gar nicht entbehren. Im Nachbarorte hatte man schon vor längerer Zeit eine neue Kirche



Einfamilienhäuser; Gegensatz zur „Zinsvilla“.



Bauamtstil. Eines der durchaus abschreckenden Beispiele, die von der Großstadt verheerend ins offene Land übergreifen, unbekümmert um die feinen Lehren, die in der alten Baukunst liegen, die den Provinzen eine charakteristische künstlerische Physiognomie verliehen hat.



Eine ähnliche Maurermeistermache, die in Kolonien, ländlichen Vororten auftritt und der umliegenden schönen Ländlichkeit (bei Salzburg) den Stempel der Hässlichkeit aufdrückt. Reine Spekulationsbauerei, nüchtern und bar jeder künstlerischen Regung, ein sicheres Niedergangszeichen.



Einfamilienhäuser; Gegensatz zur „Zinsvilla“.



Kleine Einfamilienhäuser im Gegensatz zur „Zinsvilla“.



Alte Gartengasse mit hoher Gartenmauer und älteres Bürgerhaus.

Allgemeine Charakteristik: schlicht vornehm, behaglich und wohnlich, trotz oder vielmehr auch wegen der hohen abschliessenden Mauer.



Neue „Zinsvilla" in allen Stücken das Gegenteil von dem vorigen Beispiel.

Die Dürftigkeit des Vorgartens, erhöht durch die Armseligkeit des Gitters (durchsichtige Gitter und Zäune statt Gartenmauern sind da und dort Bauvorschrift! warum?), der traurige Effekt mit den Turmbildungen, der augenscheinlich gänzlich verunglückte Grundriss, die ordinären fabrikmäßigen Fenster, die geschmacklosen Fassadeneffekte, charakterisieren die minderwertige Mauermeisterarbeit von heute.



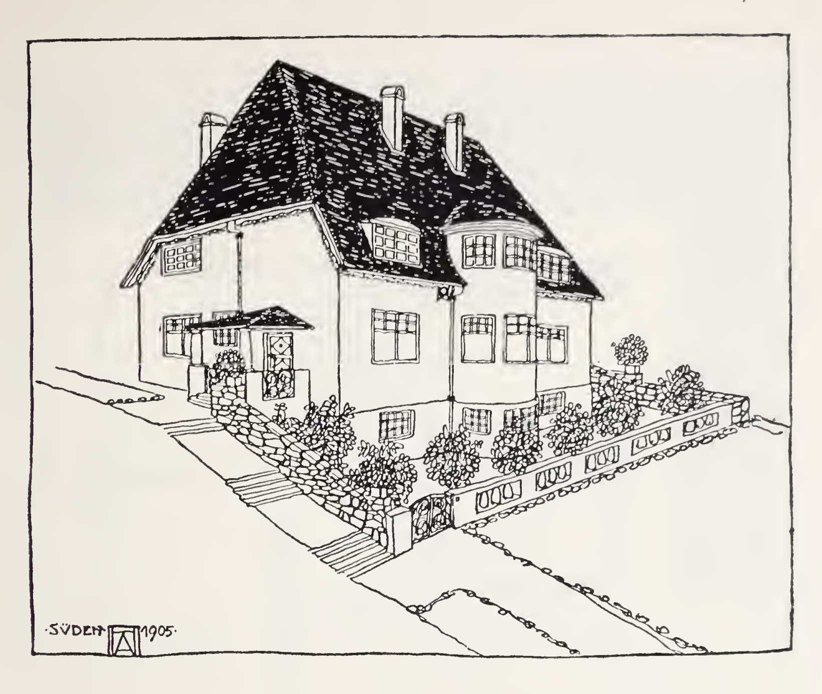
Kleine Einfamilienhäuser im Gegensatz zur „Zinsvilla".



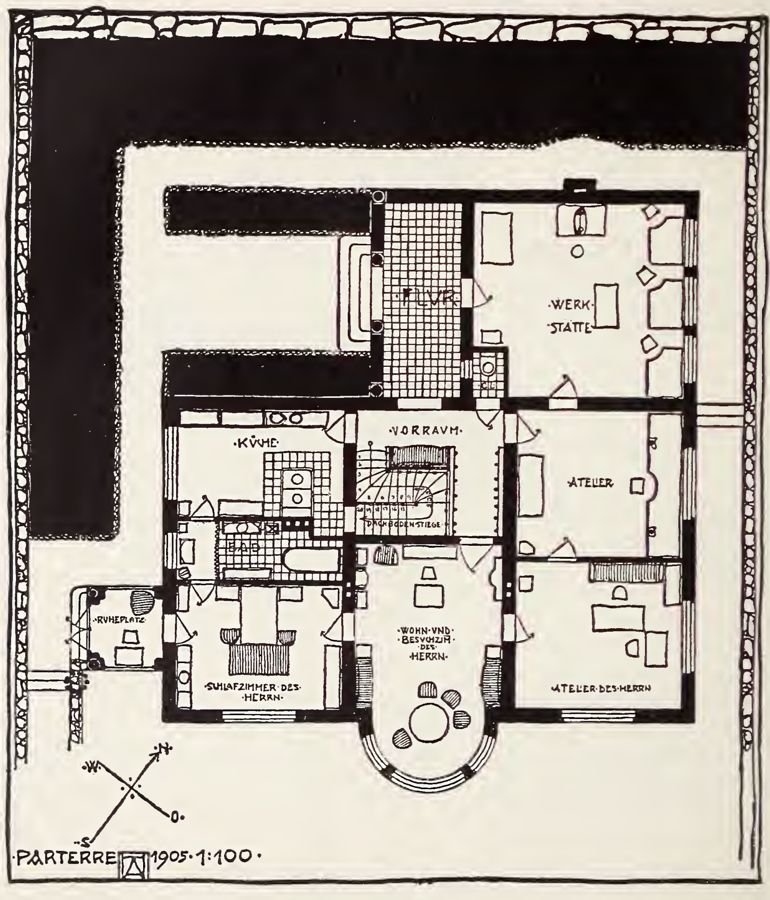
Kleine Einfamilienhäuser.
Gegensatz zur „Zinsvilla“.



„Zinsvilla“, die sich keineswegs harmonisch in das Baubild der schönen, alten Stadt, für die der Entwurf bestimmt war, einfügt.



An Stelle der vorigen „Zinsvilla“ in Vorschlag gebrachter Entwurf (Arch. Holub), der sich dem Gebäude, den Wohnzwecken, dem heimischen Baugedanken annähert.



Gundriß des vorstehenden Wohnhauses.

gebaut, gotisch, nach der Schablone, die richtige Normalkirche; eine solche wollte man nicht. Dort erfror man sich im Winter die Füße, im Sommer troff das Wasser von den schwitzenden Wänden, Altar und Kanzel waren nur einem Teil der Besucher sichtbar und mit den akustischen Forderungen war es noch schlechter bestellt, als mit den optischen. Überdies wirkte der kahle Rohziegelbau ernüchternd und unharmonisch im Vergleich mit den übrigen Kulturwerten des Landes.

„Was meint ihr also zu einer heizbaren Kirche?"

Die Frage war ganz unerhört, aber die Leute begriffen, daß sich hiermit eine ganze Reihe bisher unbeachteter, aber nichtsdestoweniger zwingender hygienischer Forderungen erschloß, an denen man bei der neuen Lösung nicht vorübergehen konnte. Eine Anregung gab die andere, man ersah nicht nur die Notwendigkeit der Heizbarkeit, sondern auch der Beleuchtung, der guten Akustik und namentlich der allgemeinen Sichtbarkeit von Kanzel und Altar, weil das Wort und die heilige Handlung bei vollem Kirchenbesuch zu jedem Gläubigen sprechen müssen. Diese praktischen Forderungen im Zusammenhang mit den Bedingungen des vorhandenen Materials, sowie der liturgische und traditionelle Geist, der in dem unscheinbaren Kirchlein Vorbildliches geschaffen hat, führten zu neuen glücklichen Ergebnissen in bezug auf Grundriß, Konstruktion und ästhetischer Ausführung. Der Zentralbau wäre den obigen Momenten günstig gewesen, aber man entschloß sich zum Langhausbau, weil er in diesem speziellen Falle, wo keine besondere Raumentfaltung nötig war, dieselben Forderungen erfüllte und überdies dem Sinn der Einwohner näher lag. Was hier entstand,

war nur hier möglich, anderswo hätte naturgemäß anderes entstehen müssen. Die Eisenkultur des Landes ermöglichte die Anwendung der modernen Eisenbetonkonstruktion, die Wände des einschiffigen Raumes waren mit weißem, rauhem Verputz versehen. Kein falscher Marmor; in das Haus der göttlichen Wahrheit darf die Lüge nicht einziehen. Doch unten, bis zur Manneshöhe sind die Wände mit dünnen, echten Marmorplatten belegt, um vor dem Abfärben zu schützen. Die Fenster enthalten Kathedralglas, auch Glasbilder, aber im Presbyterium ist weiße Verglasung zur Belichtung des Altarbildes und der eventuellen Fresken in der Apsis.

So entstand ein poesievolles, dem bestehenden Dorfkirchentypus angenähertes neues Gotteshaus, malerisch im weißen Verputz, darüber ein hohes, farbiges Dach, organisch aus der Umgebung herausgewachsen, ohne übermäßige Höhenentwicklung, aber dennoch imponierend und würdevoll über dem Alltag stehend, erhaben und erhebend, ein Bild, das jeder im Herzen trägt, das ihn freundlich zum Betreten des Raumes einladet, wo ein versöhnender Gott wohnt und wo aus dem weißen Verputz Mosaikbilder niederschauen, Gnadenquellen voll Hoheit und Milde. Alles ganz schlicht, anscheinend ganz kunstlos, aber dennoch geweiht von jener echten Kunst, deren Segnungen schon in dem ärmlichen Bauernhäuschen zu spüren sind, wo, mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, Blumen am reinlichen Fenster stehen. An der bäuerlichen Kirchenkunst wird ein feines Beispiel sichtbar. Der Baugedanke, der in dem Kirchlein zum Ausdruck kommt, ist derselbe, der in den Wohnhausbauten und sonstigen Gebäuden des Ortes verkörpert ist; der

Unterschied liegt nur in der monumentalen Verwendung der Alltagsmittel, die solcherart das höchste Kunstvermögen der Dorfleute darstellen und darum der Weihestimmung nicht entbehren. Man lächle nicht über die bunten Lappen, über den Kram, mit dem sie Altäre, Kapellen und Andachtsstellen ausfüllen; ihre Gottesverehrung und die daraus entspringende Kirchenkunst liegt darin, die die Herzen ergreift, zur Andacht und Ehrfurcht hinleitet, wie immer, wenn das Beste, das der Mensch vermag, geschehen ist. So entsteht kirchliche Kunst. Aber es gibt keine Kunst, die an sich kirchlich ist. Kirchliche Kunst, das ist vielmehr die gesteigerte Anwendung der Mittel, um die Gottesidee auszudrücken.

Der herkömmliche Irrtum, das es einen bestimmten kirchlichen „Stil" gebe, der allein selig macht, steht eigentlich im direkten Widerspruch mit dem Geiste der christlichen Lehren und Sittengesetze, die allerdings Dogmen für die Liturgie, nicht aber für die künstlerischen Formen enthalten. Trotzdem ist die Meinung heute viel verbreitet, daß die Kirchlichkeit sich nur in einem vergangenen Baustil, der doch eine abgestorbene Lebensform ist, hülle und daß das Gotteskleid nicht am brausenden Webstuhl der gegenwärtigen Zeit, die mit ihren eigenen Mitteln ihre eigenen Formen schafft, gewoben werden könne.

Die einfachen Bauern tun im Grunde genommen auf ihre Art nichts anderes, als was die Märtyrerkünstler getan haben, die ihre Kirchen auf der Basis römischer oder ägyptischer Stilelemente bauten, oder Konstantin der Große oder die Renaissancepäpste; ihre kirchliche Kunst war immer die zu ihrer Zeit moderne Kunst in

ihrer monumentalen Anwendung. Darin lag aber nicht zum geringsten Teil die Macht, die die Kirche über die Gemüter ausübt. Die Kunst war das stärkste Mittel, das die Gegenreformation besaß. Denn mehr als alle gewaltsame Forderung trieb der sinnberückende Glanz des damals zeitgemäßen höchstentwickelten Barockstils das Volk scharenweise in die goldüberladenen, von süßem Weihrauch erfüllten und von Musikklängen durchzitterten Gotteshäuser, die damals schon Wagners Forderung der Vereinigung aller Künste zu einem Gesamtkunstwerk vorgebildet und vielleicht noch vollkommener ausgebildet enthielten, wenn man sich vor Augen hält, daß hier nicht wie im Theater die Kunst auf bloßem Schein, auf täuschender Kulissenwirkung, sondern auf Materialechtheit beruht, und daß der Andächtige nicht allein als Zuschauer fungiert, sondern bei der heiligen Handlung mitwirkt. Bis vor 150 Jahren hielt die Kirche mit der Kunst gleichen Schritt und war ihre mächtigste Förderin und Gönnerin. Die Frage nach dem Stil galt nicht; sie kannte nur den Stil, der in der Subjektivität großer lebendiger Künstler liegt. Von den altchristlichen Kirchenbauten bis Benvenuto Cellini und Michel Angelo war das Beispiel gegeben, daß immer nur das stärkste Genie seiner Zeit berufen war, das edle Gefäß zu formen, das den Offenbarungsinhalt umschließen sollte. Die innere Größe des Problems gab der Kunst die Möglichkeit, ihre eigene Größe zu finden. Da aber das Genie immer zugleich auch ein Reflektor der Bestrebungen und Errungenschaften der eigenen Zeit ist, so verband sich mit dieser selbstverständlichen Berufung des zeitgemäßen Künstlers zugleich ein kluger Akt der Selbsterhaltung und Selbstverjüngung. Was die Kirche selbst aus

den lebenden Triebkräften des Volkes empfing, das konnte sie wiederum dem Volke zurückgeben. Bis in das Zeitalter des Barock war die Menschheit gewöhnt, ihre künstlerische Formensprache von oben her, von der sacerdotalen Herrlichkeit zu empfangen. Was heute noch revolutionäre Neuerung schien, umstritten von Tagesmeinungen, ward morgen in den Dienst der Gottesidee gestellt, Glaubenssache und jedem Zweifel entrückt. Die Ewigkeit hatte einen Schritt nach vorwärts getan.

Seit 150 Jahren herrscht Stillstand. Der Blick in das Dorfkirchlein, wo die bäuerliche Kunst, die ganz Glaube ist, ihr Bestes aus eigener Kraft zur Verherrlichung Gottes tut, offenbart, daß im Herzen des Volkes ein Schatz naiver Gemütsinnigkeit und Frömmigkeit ruht, der die Grundlage einer rechten Volkskunst und Kirchenkunst ist. Aber in den führenden Klassen ist häufig an Stelle des religiösen Gefühls leere Frömmelei getreten, die zu ihrer Stimulation besonderer, als kirchlich anerkannter Stimmungen, d. h. eines besonderen kirchlichen Stils bedarf. Als der kirchliche Stil par excellence gilt heute die gotische Bauweise. Die Aufforderung des Apostels zur Freude im Herrn, die ebensogut in der altchristlichen Basilika, als in den goldstrotzenden Barockkirchen oder im schlichten Dorfkirchlein befolgt wurde, glaubt man heute vielfach nur in den starren überlieferten Konstruktionsformen verstehen zu können, die im Wesen des gotischen Stils liegen. Aber in dem Zeitalter der Gotik baute man die Kirchen in demselben Baugedanken, wie die übrigen Häuser. Die Äußerungen eines bekannten Kirchenarchäologen, des Dr. Heinrich Swoboda, sind in diesem Zusammenhang von besonderem Gewicht:

„Waren denn zur gotischen Zeit nicht auch die Rathäuser, Burgen und Privatwohnungen gotisch? Wie oft halten wir auf Reisen einen, selbst der weltlichen Barock entstammenden Rathausbau für einen Kirchturm! Das aber, was im romanischen oder gotischen Straßenbild die damaligen Kirchen dennoch und mit Recht vom profanen Gebäude unterschied, war die monumentale Anwendung derselben Stilelemente! Natürlich erscheint uns jetzt nach so vielen Jahrhunderten eine alte gotische Kirche zwischen barocken oder stillosen Häusern als wesentlich anders geformt, aber nicht deshalb ist sie „kirchlich" und noch weniger gibt es deshalb einen offiziellen kirchlichen Stil. Ja, es wäre sogar der Schluß, daß die Kirchen ein ganz eigenartiges, exotisches Äußere haben sollten, logisch falsch und würde geradezu den Beruf der Religion, die ja doch auch wie ein Sauerteig die übrige Masse durchdringen soll, alterieren.

„Der Theologe gibt ohne weiteres zu, daß zwischen Liturgie und Kunst notwendig kein Gegensatz besteht, daß vielmehr die Würde und Bedeutung eines Gotteshauses den höchsten Einsatz der technischen und künstlerischen Mittel erfordert, um zu Wirkungen zu gelangen, die mit der rückständigen, schablonenhaften Bauweise nie und nimmermehr zu erreichen sind. Was mit der schablonenhaften Bauweise erreichbar ist, erkennt man aus den gotischen „Normalkirchen", die allenthalben errichtet werden."

Es wäre hoch an der Zeit, mit den veralteten Anschauungen auf dem Gebiete der Kirchenkunst, die mit den neueren technischen und künstlerischen Errungenschaften nicht mehr im Einklang stehen, aufzuräumen und zu zeigen, auf welche Art

den praktischen und liturgischen Bedürfnissen in einer des Gotteshauses würdigen Weise baukünstlerisch Rechnung getragen werden kann.

Ich habe mich bei dieser Schilderung eingangs vom realen Boden entfernt, denn diese ausgezeichnete Kirche ist in Wahrheit noch nicht zur Ausführung gekommen. Es ist ein Zukunftsbild, an dessen Verwirklichung alle arbeiten, die den Kampf gegen lächerliche Vorurteile und Kulturrückstände aufgenommen haben.

Parkpolitik.

Die Parkpolitik ist eine Angelegenheit der Großstädte; sie entspringt der Naturfreude und dem Naturbedürfnisse, die dem Städter umso stärker zum Bewußtsein kommen, je mehr er ihrer entbehren muß. Die Ausbreitung der Großstädte, das Verschwinden der Hausgärten, die rationelle Ausnutzung der Bauflächen haben die Parkpolitik in den Vordergrund der Stadtinteressen gerückt und zur Tagesfrage gemacht. Alle größeren Städte geben annähernd das gleiche Bild. Drei Arten von Park- und Gartenkulturen sind überall vereinigt.

Die erste Art bilden jene barocken alten Gartenschöpfungen, einem Palast oder Schlosse zugehörig und der Benutzung des Publikums freigegeben. Gesundheitlich und baukünstlerisch gehören sie gewöhnlich zu den wertvollsten Gütern einer Stadt, deren Physiognomie sie wesentlich mitbestimmen. Sie überliefern einen Schatz vorbildlicher, gartenarchitektonischer Grundsätze hinsichtlich der Anlage der Beete, Treppen, Wege und der geschnittenen Laubwände, die geradlinig auf einen zentralen Punkt zulaufen, darin sich eine schöne Statue, ein Brunnen, eine Gartenplastik wie von einem Hain umschlossen erhebt.



Die Pflanze als Architektur. (Siehe Kap. Baumpredigt.)

Engl. Gasthof mit schönen Bäumen, von einem gemauerten Sockel umfaßt wie von einem Blumentopf.



Bauamtstil schlimmster Art. Der neue Justizpalast in Salzburg, dessen Umrisse (siehe die eingezeichnete Silhouette) die schönsten Stadtblicke und die Fernsicht auf die schöne Landschaft verdecken. Aus dem Bild ist der frühere und der jetzige Zustand zu entnehmen.



Der Zinskasernenstil in den Hotelbauten der Alpen. Sie vermauern geradezu die schönsten Landschaftsblicke, in Landesteilen, die übrigens von der Bodenspekulation unbelastet sind und extensives Bauen zulassen. Zumindest würde der künstlerische Architekt eine bewegte Silhouette anstreben, die sich dem Terrain und dem Landschaftsbilde anschmiegt und wirkungsvolle Perspektiven offen läßt.



Das bedrohte Mirabellschloß mit Garten und mit dem Blick auf die Hohen Veste in Salzburg (siehe Mirabellstil in Salzburg). Ist ein erlesenes Beispiel einer alten Fürstenanlage, die alle Schönheiten, landschaftliche und architektonische, in den Bereich der Perspektive zieht und dies durch geschickte Gruppierung der Objekte erreicht. ,,Der Blick aufs Ganze" zeichnet diese Städtebaukunst aus.

Die zweite Art bodenständiger Gartenkultur liegt an der Peripherie der Städte, in den Vororten, wo städtische und ländliche Kultur einander begegnen.

Als grüner Gürtel mit einem ungeheuren Komplex an Wald-, Feld- und Gartengrund ziehen sie um die Stadt herum und geben, sofern sie zur Stadt gehören, derselben eine besondere Schönheit, nicht nur als Naturkranz, sondern auch als Hüter und Bewahrer der älteren heimatlichen Baukunst, die nun freilich einerseits durch städtische Mietskasernen, anderseits durch moderne Cottages täglich mehr verdrängt wird. Diese halb ländlichen Vororte enthalten jene feinen Beispiele alter Gartenkunst, die auf einen beschränkten Raum am Hause angewiesen ist; sie überliefern beachtenswerte Lösungen heimischer Vorgärten und Hausgärten. Mit den kleinen Vorgärten sehen die Bauern- und Winzerhäuser aus wie schmucke Landmädchen, mit einem Blumenstrauß vor die Brust gesteckt. Ein hölzerner Zaun geht vor der niederen Fensterreihe hin und läßt einen schmalen Fußweg zwischen den ebenfalls schmalen Beeten an Hauswand und Zaun frei, nicht mehr. Das ganze Vorgärtchen ist an das Haus gedrückt. Aber der schmale Streifen birgt eine üppige Blumenwildnis. Buchs dient gewöhnlich zur Einfassung der Beete, am Zaun steht blühender Phlox in dichten Ständen, die Kapuzinerkresse, die Ringelblume, Pelargonien, Lobelien und Betunien liefern die lebendigen Farben an der Hausmauer und in den Beeten, wo die Rosenbäume blühen. Ahorn von der Schere gebändigt bildet eine grüne Architektur, als Hecke und Torbogen über der Zauntür. Auch eine Laube kann man gelegentlich vor dem Hause finden, und wenn nicht hier, dann sicherlich hinter

dem Hause in dem eigentlichen Hausgarten, eine gemütliche Laube, von Wein, Geißblatt oder Kletterrosen überwachsen, ebenso wie den Laubengang oder die Pergola, als Spender des Schattens. Im übrigen ist es ein Blumengarten wie vorn am Hause mit rechteckigen Beeten und bunten Glaskugeln, die ein leuchtendes Farbenspiel in die Blumenpracht setzen. Die heimatliche Flora liefert den Bestand an Bauernblumen.

Einen gewissen Gegensatz zu den vornehmen höfischen Gartenschöpfungen der Barocke und zu den volkstümlichen und in ihrer Art nicht weniger vortrefflich gelösten alten Hausgärten, den sogenannten Biedermeiergärten, bildet die dritte Art, die neuen „städtischen Park- und Gartenanlagen."

Die Schablone ist überall dieselbe. Eine Verquickung französischer und englischer Gartenbaugrundsätze, die zu keinen glücklichen Ergebnissen geführt hat. Von armseligen Drahtgittern eingehegt, stellt ein Rasenfleck die Wiese, eine unruhige stockige Zusammenstellung von Büschen gleichsam den Wald vor. Französische Teppichbeete und krumme Wege, die gänzlich aus der Richtung führen, charakterisieren die Planlosigkeit der Anlagen, die infolgedessen auch vielfach ungemütlich erscheinen. Es ist sehr zu beklagen, daß in der dritten Kategorie von Gartenanlagen nicht die bodenständige Tradition sorgfältiger berücksichtigt worden ist, damit sich das Neue dem Alten würdiger anschließe. Bei öffentlichen Anlagen, bei denen es sich oftmals um die gärtnerische Ausbildung eines kleinen Fleckens Erde inmitten des Straßengewirrs handelt, wäre die Beachtung des alten Beispiels besonders vorteilhaft, denn es lehrt, daß eine Gartenanlage umso strenger

architektonisch durchgeführt werden muß, je kleiner sie ist. Die Barockgärten mit den geschnittenen Laubwänden geben ein schönes Vorbild. Der kleinste Fleck mag groß erscheinen, eine grüne Einsamkeit bilden, die irgend ein Kunstwerk wie ein Juwel umfaßt und mitten im Großstadtlärm das Gefühl der Entrücktheit gewähren kann. Aber wo ist in unseren öffentlichen Anlagen die Laubwand oder die geschnittene Hecke zu finden, wo das heimatliche Gartenmotiv, die gemütliche Laube?

Von instinktiven Erkenntnissen geleitet, treibt es den Großstädter in die freundlichen Gartenvororte hinaus, wo sich die alte Kultur fortfristet, und er sucht dort seinem Natur- und Schönheitsbedürfnisse Nahrung zu geben, weil sie ihm die Stadt versagt. Sie wird trotz des größeren Komforts anscheinend immer unwohnlicher, sofern ästhetische Eigenschaften zur Wohnlichkeit gehören. Die Bauspekulation, die in den Peripherien die trostlosen Mietskasernen errichtet, steht natürlich nicht vor den alten Kulturwerten still.

Durch die andauernden Verwüstungen in den nächsten Umgebungen der Städte ist die Parkfrage aktuell geworden. In Wien wird die Schaffung eines „Wald- und Wiesengürtels um Wien" erwogen, in anderen Städten wird sich die Parkpolitik mit ähnlichen Fragen zu beschäftigen haben. In allen Fällen aber soll es sich vernünftigerweise nicht so sehr um Neuschaffungen, als vielmehr um Erhaltung des bestehenden Guten, also um eine Art „Heimatschutz" handeln. In diesem Sinne hat die Parkpolitik so ziemlich in allen Städten eine wichtige und zeitgemäße Kulturaufgabe zu erfüllen. Mit der Schaffung neuer Anlagen sollte namentlich in den halbländlichen und oftmals

entzückend schönen Vororten lieber gewartet werden, bis die guten alten Motive der heimatlichen Tradition, auf die in diesem Zusammenhang hingezeigt wurde, künstlerisch so verarbeitet sind, daß endlich wieder Gärten entstehen, die ebenso wie die alten, nach einem Worte von Bacon of Verulam, die Quelle reinster Freuden sind.

Öffentliche Brunnen.

Sollten die Brunnen überflüssig geworden sein, weil wir Quellwasserleitungen in den Häusern haben? Die Sache ist des Studiums wert. Kein Platz ist einsam, wo ein Brunnen rauscht. Die Landschaft wird lebendig, wenn ein Wässerlein plaudert, und die Wanderung kurzweilig. Auch in der Stadt ist das Wasser belebendes Element. Hier hat sich die Kunst seiner bemächtigt, um die Wirkungskraft zu steigern. Brunnen sind fast die einzigen architektonischen Denkmäler, welche die Städte einst besaßen. Das haben die alten Städtebauer gut verstanden. Brunnen, die man in alten Städten oder Stadtteilen erblickt, sind ein Labsal nicht nur für den Durstigen. Die rhythmische Monotonie des strömenden Wassers gleicht die disharmonischen Straßengeräusche aus. Sie webt ein feines, gleichmaschiges Tonnetz durch den zerstückten und abgerissenen Lärm, bindet und verebnet, nimmt seine Härten und trägt ihn im ruhigen Flusse, gebändigt und besänftigt, fort. Und sinkt die Stille der Nacht auf den Stadtplatz herab, dann tönt sie wie sanfte, einlullende Musik. Der Stille nimmt sie das Bange, Atembeklemmende, die Erstorbenheit. Urweltslieder sind es, die jedem Röhrbrunnen entsteigen, ein Rauschen, das schon im Anfang der Welt dasselbe war. Eine Welt Homerischer Stimmungen erwacht, Böcklinische Bilder, wenn man will, inmitten kleinstädtischer Philisterei. Die Stimme des Meeres lebt in dem kleinen Wasserstrahl, tönt nach,

ein fernes Echo des Meeres, das nach Thales von Milet, dem Ahnherrn unserer Philosophie, der Urgrund aller Dinge war. Der Mensch schaut darin sein eigenes Symbol. Beide sind verschwiegenes Nebelheim. Man kennt nicht die verborgenen Wunder des allumfließenden Wassers. Kein Blick durchdringt alle Tiefen der Seele, so streng und tief hüten beide ihre Geheimnisse. Ein Abgrund sind sie, oft ein grauenvoller Abgrund. Jeder Brunnen umschließt ein solches Symbol. Und aus der Tiefe des rauschenden Brunnens steigen alle rätselhaften, wundersamen Gestalten, mit denen die wunderschaffende Phantasie das Wasser belebt hat, empor und sind Stein geworden, oberhalb des Brunnenrandes edle Plastik. Und wie das Gras zwischen den Steinstufen sprießte, blühte unvermerkt und ungerufen das Volkslied hervor. „Am Brunnen vor dem Tore ...“ Da war einst der gesellige Sammelpunkt der Stadt und unter dem Rauschen des Wassers ward der Klatsch gepflegt. Und die Kinder der Dienstbarkeit kamen mit Kannen und Krügen und in das Plätschern mischte sich lautes Gelächter. Aber wenn es still ward und einsam, schlich oft ein Gretchen, mühselig und beladen, und jammerte vor dem Brunnen: „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen ...“ Und manche Klage verrinnt im Rauschen und manche Träne rollt ins Becken, ein Tropfen unter Millionen von anderen, nur ein wenig salziger als die Brüder, und steigt zum Himmel empor als lichte Wolke und sinkt wieder in den Schoß des Meeres, wo sie mit unzählbaren anderen Tropfen in unendlicher Klage aufrauscht, scheu und wild, als ob alle Tränen der Welt da gesammelt wären und alles Weh zusammenklänge. O Mensch! Alle Brunnen sind davon voll und aus der Tiefe tönt es

wie eine versunkene Glocke. Wie das Wasser zieht! Neigt man sich über den Rand, um die heißen Lippen zu netzen, erschaut man sein eigenes Bild. In allen Dingen erkennen wir gerne unsere Züge. So zu sehen, ist eben Menschenart. Alle Kunst wurzelt darin. Vermenschlichen will sie die außermenschliche Natur. Das ist ihr Sinn. Am Brunnen wird es besonders offenbar. Ein Naturelement hat sie zu fassen, und was hat sie da nicht alles getan! Geht man durch irgend eine alte Stadt oder einen alten Stadtteil, so steht man oftmals still, im Banne eines solchen edlen Gebildes. Die neuen Stadtteile entbehren eines derartigen Schmuckes. Das wäre den Stadtvätern zu sagen und alle schönen Möglichkeiten wären ihnen ans Herz zu rücken, die sich bei Betrachtung der Sache erschließen. Ist diese Sache bloßer Schmuck? Ei, da wäre wegen des Aufwandes manches Bedenken zu erheben. In der Tat ist sie zugleich eine hygienische Notwendigkeit, die nur deshalb nicht erörtert wird, weil sie ohnehin gerne eingesehen wird.

Wir haben also das Glück, die Angelegenheit rein künstlerisch betrachten zu dürfen. Steht der Künstler vor der Aufgabe, so erschließen sich ihm tausend verlockende Wege, alle Geister haben ihm vorgeleuchtet, alle Kulturen bis ins graue Altertum hinein. Unerschöpflich sind die Gestaltungsmöglichkeiten, die das strömende, rinnende, spritzende oder ruhende Wasser darbietet. Die Phantasie aller Völker und aller Zeiten hat den Meißel des Bildners vorgearbeitet und eine Märchenpracht erschlossen, vor der die schönheitsuchende Seele erschauern muß. Aber alle Wege, die in die Schatzkammer der Überlieferung führen, sind schon begangen worden. Viele dieser Wege sind sogar schon unzählige Male begangen worden

und werden es immer wieder. Fast überall arbeitete der Meißel dem Liede nach, folgte die plastische Verkörperung dem rein dichterischen Gebilde. Der suchende Künstler mag die Argonautenfahrt versuchen, er mag die Griechenmeere durchqueren und alle mythologischen Bewohner der Gewässer bis zur fernsten Quellennymphe im Hirtenreiche Arkadiens aufsuchen und sich ihre Legenden erzählen lassen. Er mag sich aus der Heiterkeit des griechischen Götterhimmels in das Niflheim der Nibelungen begeben oder, wenn es ihm gelüstet, den Ritt ins alte romantische Land unternehmen den deutschen Zauberwald erforschen und bei den Undinen und anderen Kindern des feuchten Elementes sein Glück probieren Aber er glaube nicht, daß er der erste sei. Und sei es der seltsamste und köstlichste Stoff — in irgend einer Stadt steht ein Brunnen, wo er sicherlich verwendet ist. Aber was liegt daran? Der selbständige Künstler wird jeden Stoff neu und interessant gestalten, denn schließlich ist in der bildenden Kunst die Form das Entscheidende. Könnte es nicht der Fall sein, daß unter den Plastikern einer kommt, der mit einem Naturgefühl begabt wie Böcklin oder Segantini eine Homerische Stimmung hinzaubert, mitten in den Alltag, ursprünglich und neuartig und dennoch nicht über den bekannten Vorstellungskreis hinausgehend? Es könnte ganz gut möglich sein, meine ich. Jede Stadt könnte einen Nibelungenbrunnen haben und er könnte in jeder Stadt merkwürdig und anziehend sein. In allen Fällen aber würde sehr viel darauf ankommen, daß das Wasser selbst in den Dienst der plastischen Idee gestellt, seiner Natur gemäß behandelt werde, was die Barockkünstler so vortrefflich verstanden haben, von denen die historischen Gärten



Wie das Volk plastische Kunst hütete.

Mit schlichten Mitteln ist eine außerordentliche, wenn auch naive, künstlerische Wirkung erzielt, die man in gewissem Sinne als „architektonisch“ ansprechen könnte.



Alte Friedhofkapelle, schön in der Schlichtheit.



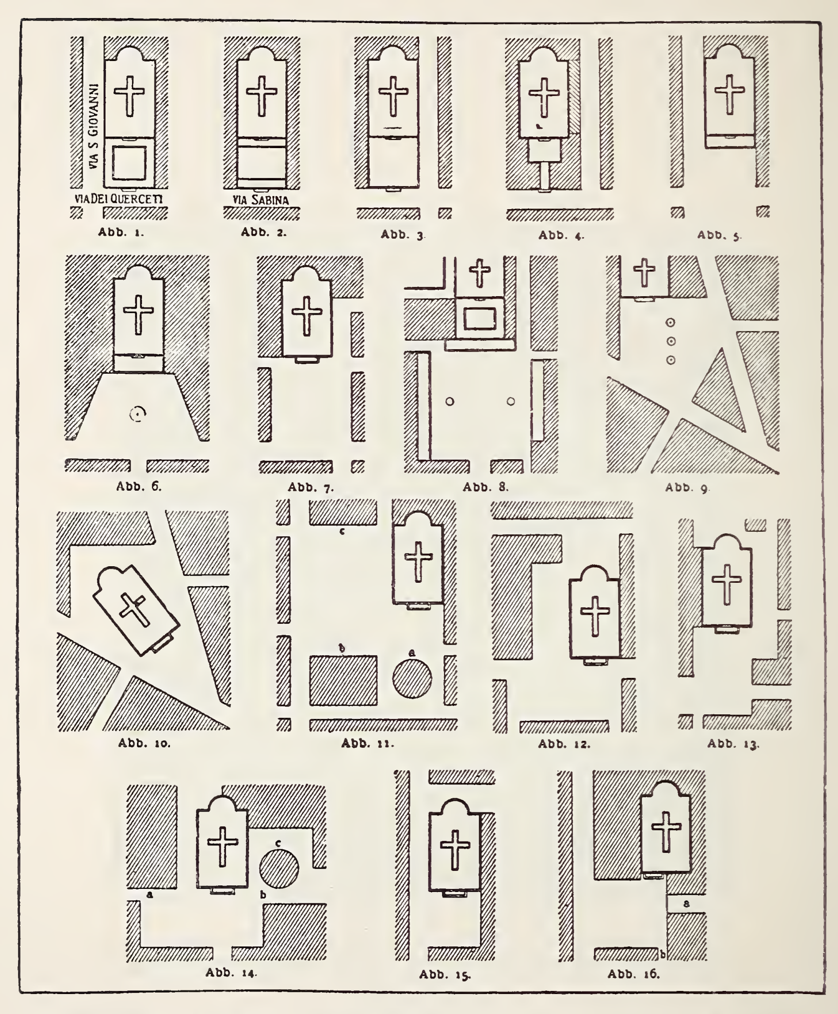
Kapellenbau, kalt und nüchtern, trotz der gotisierenden rein äußerlichen Stilmotive.



Evang. Waldkirchlein im heimischen Baugedanken. Vorderansicht mit Eingang. (Architekt: Prof. Jos. Hoffmann.)

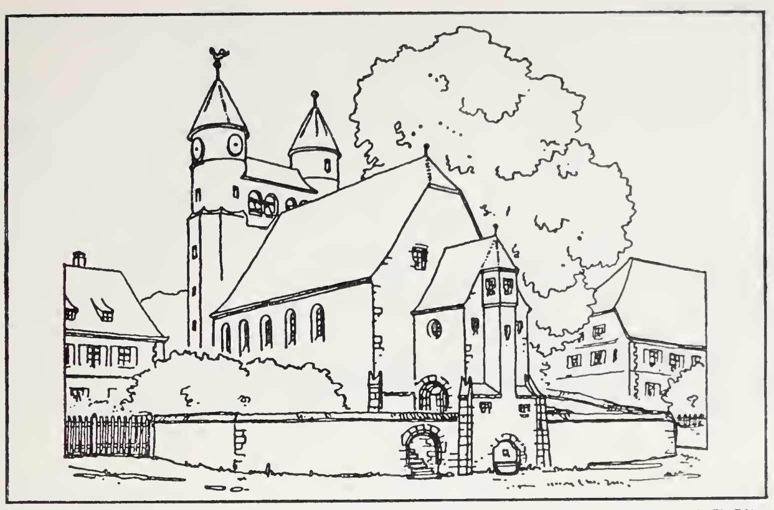


Evang. Waldkirchlein (Prof. Hoffmann), das sich den älteren schlichten Bauten des Landes harmonisch anschließt.



Schematische Lagepläne verschiedener Kirchen. (Nach Fritz Wolff.)

Lagepläne der Kirchen laut nebenstehender Skizze. San Clemente in Rom (Abb. 1) hat nach der Straße zu auch an der Langseite kein Fenster, während der Zugang nur durch den vorgelegten Hof



(Die alte Linde ist vorhanden) Architekt Th. Fischer

Stimmungsvolles Gotteshaus (prot.) in Gagstadt.

erfolgt. Abb. 2 ist Sant' Alessio, Abb. 3 San Martino di monti, Abb. 5 San Pietro in Vincoli, Abb. 6 San Bartolomea all' isola, Abb. 7 Santa Maria sopra Minerva, sämtlich in Rom, alle von verwandter Anlage, die man in Santa Croce und San Spirito in Florenz, San Domenico und San Francesco in Bologna, sowie an zahlreichen anderen hervorragenden Kirchen Italiens wiederfindet. Abb. 8 ist Santa Annunciata, Abb. 9 Santa Maria novella in Florenz. Wolff zeigt in Abb. 10, wie unkünstlerisch man heute wahrscheinlich die letztgenannte Kirche „mitten in den Verkehr hineinstellen" würde. Abb. 11 gibt den Domplatz zu Pistoja mit seiner meisterhaften Verteilung der Hauptbauten (a Taufkirche, b u. c Rathaus und Gericht); Abb. 12 zeigt das Münster zu Basel mit dem interessanten Doppelplatz, Abb. 13 den Dom zu Regensburg, Abb. 14 den Dom zu Trier mit der Liebfrauenkirche c: „Die ganze Anlage macht einen um so vornehmeren, friedlicheren Eindruck, als in der Richtung a, b kein nennenswerter Verkehr stattfindet". Abb. 15 und 16 geben die Jesuitenkirchen zu Trier und Koblenz, wobei Wolff besonders darauf hinweist, daß die Gassen a und b (Abb. 16) nur für Fußgänger geöffnet sind.



Alter und neuer Friedhofeingang.

Wie weit es der schönheitsarme Schematismus bringen kann, ist aus dem Gegenbeispiel zu ersehen. Wenn auch die ältere Form im oberen Bild nicht berühmt ist, so erscheint sie doch geradezu hoheitsvoll im Vergleich zur neuen „Lösung“.

manches gelungene Werk bis heute bewahren. Denn beim Brunnen und auch beim ornamentalen Brunnen ist das Wasser doch die Hauptsache, und die Architektur, die er einfaßt, zusammenhält oder darbietet, und die edle Plastik, die das Werk beherrscht, um dem Gedanken des Ganzen einen bestimmteren, verdichteten, symbolischen Ausdruck zu geben, sind doch eigentlich hervorgegangen aus dem Wesen dieses Naturelementes und dadurch formal bedingt. Brunnen, an denen das Wasser durch Turbinen hervorgetrieben, gepeitscht und mißhandelt wird, so daß man an seiner Erscheinung nicht so sehr seine edle Natur betrachten, als vielmehr die Wirkung der Maschine unerquicklich nachfühlen kann, sind unkünstlerisch, mag auch die Plastik für sich allein bedeutend sein. Denn das ist ein Teil, nur Vorwand des anderen, und das Werk zerfällt in zwei Hälften, die kein Ganzes bilden. In einem öffentlichen Garten, wo viele Liebespärchen spazieren, glückliche und unglückliche, steht ein anmutiger Brunnen, mitten im Teich, darin sich hoch aus den Binsen ein seltsames Liebespärchen erhebt, ein Triton und eine Nymphe. Die Liebenden, die hier vorüberwandeln, können sich, sofern sie es beachten, an dem satyrischen Widerspiel erfreuen. Auf sie blinzelt der Triton aus dem Schilfe, drückt die geraubte Nymphe, die sich schreiend erwehrt, an sich, und weit im Bogen speiend, höhnt er mit fratzenhaftem Grinsen herab. Was mir an diesem Brunnen bedeutsam ist, das ist der Wasserspeier. Es liegt nichts Widerspruchsvolles oder gar Widerwärtiges darin, daß der Wasserstrahl aus dem Munde schießt, denn das Wasser ist des Tritons eigentliche Heimat. Dagegen wirkt es abstoßend, wenn irgend eine menschliche Figur, die nichts von dieser Amphibien-

natur besitzt, als Wasserspeier verwendet wird, wie man es an Brunnen der Neuzeit oftmals vorfindet. Ältere Kunstepochen haben sich vor solchen Mißgriffen wohl gehütet. Die Gotik verwendete Wasserspeier aller Art, aber sie verwendete als Vorbild nur Wesen, deren Lebenselement das Wasser ist, oder sie erfand zu diesem Zwecke mit erstaunlicher Phantasie eine ganze Welt von abenteuerlichen Fabelwesen.

Tiefe Zusammenhänge müssen sichtbar werden und jedes Kunstwerk soll ein reines Gefäß sein, des leuchtendsten Geistes erfüllt. O, ich kann mir denken, daß ein Künstler an allen Schätzen der Überlieferung vorübergehen mag, ohne auch nur einmal das Zauberwort zu sprechen: Berg Sesam, tu dich auf! daß er lieber in das Wesen der Dinge hinabsteigt, um aus ihm die Form heraufzuholen.

Zu den Großen gehören immer nur solche, welche den Kreis der herkömmlichen Darstellungsmittel durchbrochen und der Natur neue künstlerische Ausdrucksformen abgerungen haben.

Es mag schon als bemerkenswerter Versuch zur selbständigen und unabhängigen Formschöpfung gelten, wenn der plastische Künstler in einer Brunnenidee auf die großen Ernährerinnen der Brunnen deutet, auf die Wolken, die das erquickende Naß herabträufeln. Aus den Steinpfeilern stehen streng architektonische Gestalten oder scheinen aus dem Stein hervorzuwachsen, so hart und streng sind sie, und haben das Antlitz zum Himmel erhoben, lechzend, die Himmelsgabe herabzuflehen, und die hohle Hand strecken sie vor, den fallenden Regen aufzufangen. Alle Symbole sind in der Natur zu finden. Und alle hohe Kunst ist symbolisch. Auf dem Gipfel steht ein Werk, ein Brunnen, voll mystischer Weihe

und Schönheit, Minnes Brunnen. Wer die Reinheit und Keuschheit der Empfindung, die in diesem Werke liegt, erfaßt hat, wird den Eindruck nicht vergessen und um eine Offenbarung reicher sein. Architektur und Plastik sind hier zur Einheit verschmolzen, eines die notwendige Ergänzung des anderen. Die Architektur als Ausdruck der reinen Zweckdienlichkeit, als Stufen und Brunnenrand, darauf in gleichen Abständen, gleicher Haltung und gleicher Gestalt kniende Jünglingsgestalten sich erheben, die Hände um die eigenen Schultern gelegt, im ruhigen Schauen den Blick auf die Wasserfläche gebannt, darin das eigene Bild emportauchen muß. Sie sind das Symbol des ruhenden Wassers selbst, das die Schönheit der Schöpfung in seinem Spiegel auffängt, sie sind zugleich die Darstellung jener unendlich süßen und traurigen altgriechischen Legende des Narcissus, freilich in herbe asketische Sprache des gotischen Geistes übertragen.

Schöne Brunnen, das wäre eine Angelegenheit für die schnell anwachsenden Städte. Die Stadtväter mögen das bedenken. Die Römer gaben dem Volke nicht nur panem, auch circenses. Aber wir errichten ja Denkmäler. Um jeden Preis. Wir nehmen späteren Geschlechtern Aufgaben vorweg, für die sich vielleicht einst größere Künstler fänden. Schöne Brunnen, das ist eine Aufgabe, bei der der Künstler nicht leicht daneben greift und bei der die Stadt ihre Freude, ihren Nutzen hat. Daß es auch der Stadt nütze, daran sollen wir zunächst denken.

Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß die modernen Brunnen nicht mehr den praktischen Zwecken des Wasserholens und Schöpfens gewidmet sind, seit die Wasserleitungen alle Wohnungen versorgen.

Sie sind in gewissem Sinne Dekoration geworden. Damit hängt zum großen Teil die furchtbare formale Verkommenheit der meisten monumentalen Brunnen zusammen.

Wir können aber nicht wissen, welchen neuen Wert ein bedeutender Künstler aus einer solchen Aufgabe zu ziehen vermag.

Denkmäler.

Die Denkmalplastik ist völlig außer Rand und Band geraten. Aus dem Zusammenhang mit der Architektur gelöst, ist sie wie diese in ödem Schematismus verkommen. In der heutigen Denkmalplastik herrscht die Anekdote. Sie hat aufgehört künstlerisch zu wirken oder selbst Kunst zu sein, wenngleich ein vielverbreiteter Irrtum in dieser Plastik den Repräsentanten der Kunst erblicken will. In Wahrheit ist die Kunst aus den Akademien längst ausgewandert. Zur Charakteristik der Denkmäler, die tagtäglich geplant und errichtet werden, will ich einige Beispiele aus der Praxis anführen.

Ein Denkmal Peter Roseggers soll gesetzt werden. Der Denkstein wird die Gestalt eines Märchenbrunnens haben. Am Rand des Brunnens, der aus einer Felsspalte sein Wasser erhält, sitzt ein Jüngling, der die Züge des jugendlichen Rosegger trägt — ein Waldschulmeister scheint er zu sein, der mit einem jungen Reh, das sich ihm genähert hat, Zwiesprache hält. Die Gruppe wird in Bronze gegossen, der Brunnenaufbau ist aus rötlichem, schwedischem Granit.

Ein Andreas Hofer-Denkmal stellt Hofer in Kampfesstellung auf einem Felsen dar, in der rechten Hand den Säbel, mit der linken nach dem anrückenden Feinde zeigend. Etwas tiefer in einer Felsspalte sind drei Landesverteidiger; zwei halten den Stutzen schußbereit, der dritte hält die Fahne und ist eben im Begriffe, einen Felsblock in die Tiefe zu schleudern. Auf der Rückseite verbindet ein Tiroler Dirndl einen verwundeten Schützen.

Kürzlich wurde ein Luitpold-Brunnen enthüllt. Die Bekrönungsfigur ist eine Mädchengestalt als Repräsentantin des niederbayrischen Volksstammes; mit der Mauerkrone auf dem Kopfe stützt sie sich auf das Städtewappen Deggendorfs, in der rechten Hand einen blühenden goldenen Rosenzweig haltend. Die Säule mit der Figur tragend plätschert ein Wasserpferd wasserspeiend auf kräftigem Postamente, ein Sinnbild der die Stadt Deggendorf belebenden Wasserfluten (die Donau, Isar und die Bogen). Seitlich fließt aus zwei Röhren Wasser in das Granitbecken und im Verein mit dem Strahl aus dem Maul des Pferdes ergibt sich ein lebhaftes Wasserspiel.

Das liest sich wie eine Verhöhnung. Es ist bitterer Ernst und die wörtliche Wiedergabe von Denkmalbeschreibungen, in denen die Urheber ihre Entwurfsideen skizzieren. Diese Beispiele sind typisch. Was nach gemeiner, landläufiger Auffassung diesen Werken als Kunst angerechnet wird, scheint lediglich in absoluter Überflüssigkeit solcher Dinge zu bestehen. Zwecklosigkeit und Überflüssigkeit gehören ja mit zu den Definitionen der akademischen Kunst, die keine Aufgabe in unserem Leben und in unserer geistigen Entwicklung zu erfüllen hat. Trotzdem sie unter völligem Verzicht auf das

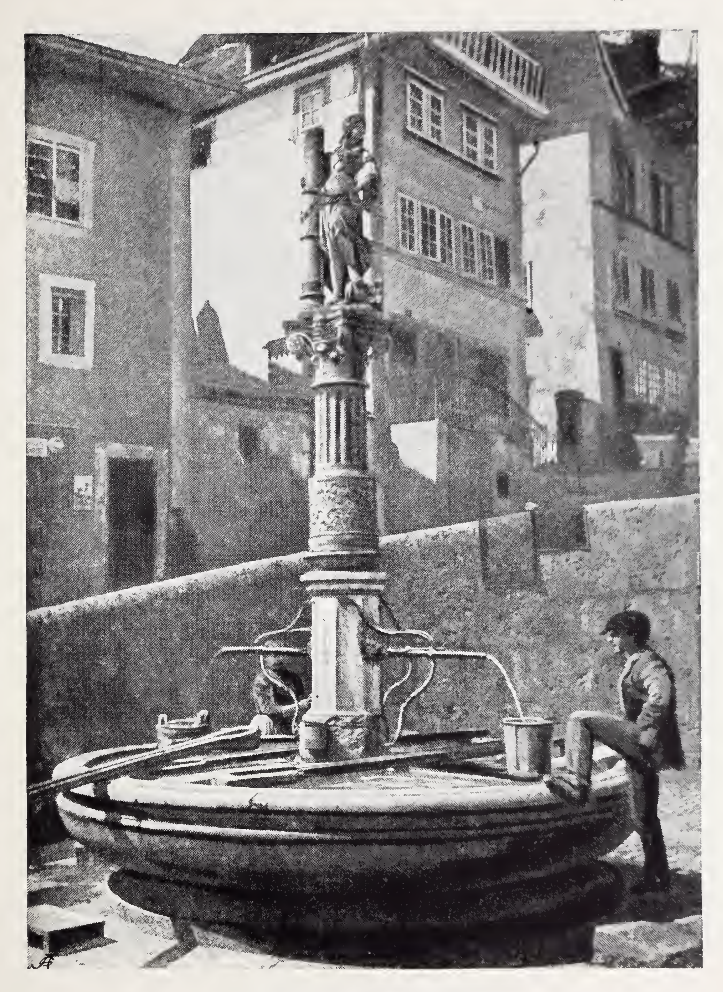
geistige Element einen gewissen äußeren Anschein von Handwerklichkeit aus der Tradition zu retten versucht, ist sie in der Tat dem industriellen Zug unserer Zeit rettungslos verfallen.

Ich bin an den zahllosen Standbildern, mit denen das XIX. Jahrhundert die freien Plätze und Straßenwinkel der europäischen Städte bevölkerte, vorübergegangen. Schließlich habe ich kaum mehr hingesehen; ich hörte verschiedene Namen, aber es war immer nur die Variation desselben Themas: Mann zu Pferd, Mann zu Fuß, oder auf dem Sockel sitzend. Beiwerk: Leyer und Schwert, Palette, Buch, Kanonenrohr, Notenrollen, oder mehreres davon zusammen. Dagegen waren alle Denkmäler, die das XVII. und XVIII. Jahrhundert in den Kirchen errichtet hatte, tiefes Erlebnis. Im Innern der Gotteshäuser blieben sie mit der Architektur in einem Zusammenhang, als Teil der Raumkunst. Die Personifikation abgezogener Begriffe ist zwar auch dann noch für den Bildhauer verbindlich, die Allegorie, aber sie gewährt ihm künstlerische Freiheit. Die Göttin der Weisheit, der Tugend, der Tapferkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit umstehen die Sarkophage, auf denen sich das Bild des Unsterblichen abhebt, eine Säulenarchitektur umstellt das Werk und ein steinerner Baldachin wölbt sich darüber. Aber es gibt zahlreiche Werke, die rein Architektur sind. Eine Verbindung von schwarzem und weißem Marmor, die Heraldik mit Gold, Rot und Himmelblau weist dem koloristischen Element in der Denkmalkunst eine bedeutende Rolle zu.

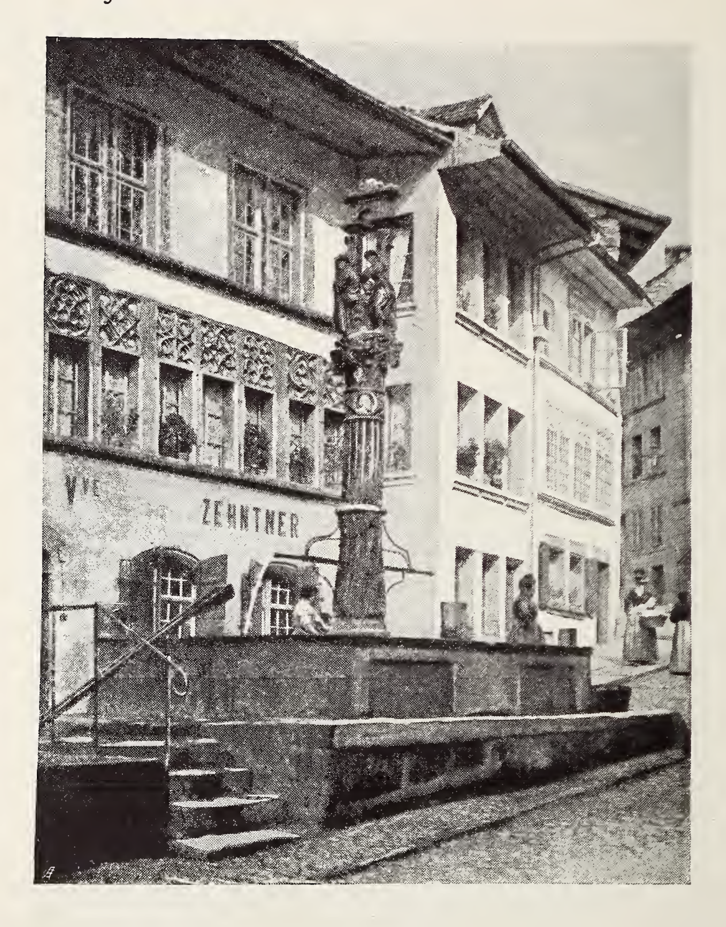
Weiter zurück ins XVI., XV. und XIV. Jahrhundert wird die Plastik immer strenger, immer erhabener, immer mehr Architektur. Es sind nicht die Moralitäten, die Allegorien, sondern nur die

Heiligen selbst, denen Denkmäler gesetzt werden. Aber sie sind ganz unlöslich mit dem steinernen Gefüge der gotischen Dome verwachsen, ein organisches Glied dieser Baukunst. Die Steinmetze selbst gehören dem Verbande der Bauhütte an, sie schaffen in der Zucht der Architektur und in ihrem Geiste. Ihre Plastik ist Architektur wie die steinernen Ritter auf den Platten alter Kirchengrüfte und wie der liebe, alte Roland am Bremer Marktplatz. Unsere gesamte realistische Denkmalkunst hat nicht so viel künstlerisches Leben, wie diese Steine. Unsere Denkmalkunst ist auf den Hund gekommen, als sie ins Freie trat und den Einklang mit der Architektur aufgab. Der Schöpfer des Bismarckdenkmals hat sich aus einer Verlegenheit gerettet, indem er seinem Bismarck die Gestalt Rolands lieh. Aber dem mächtigen Bismarck, den die einfahrenden Schiffe im Hamburger Hafen von weitem erblicken, ist der alte, naive Roland, der in Bremen mit dem Marktvolke umgeht, unendlich überlegen. Es wird selten beachtet, daß die Denkmalplastiken im Freien im Verhältnis zur Platzgröße entweder zu klein oder zu groß sind. Ausnahmslos sind sie zu hoch. Der Maßstab fehlt. Max Klinger wußte wohl, warum er sein Brahmsdenkmal mit der Architektur eines kleinen Rundtempels umgab. Die Unfähigkeit seiner Juroren gab, wie vorauszusehen, der Schablone III: „Mann auf dem Sockel sitzend" den Vorzug. Der kirchliche Gedanke des Mittelalters, die allegorische Weltverherrlichung der Renaissance, der nüchterne Realismus der Neuzeit, die sich kleinlich und phantasielos an die leibliche Alltagserscheinung hält — in diesen Hauptzügen entwickelt sich die Denkmalkunst.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Wasserpferde, die Ritter und



Schöner alter Brunnen.



Schöner alter Brunnen.



Schöner alter Brunnen.



Schöner alter Brunnen.

Kränze reichenden Mädchen und ähnliche, ewig wiederkehrende Typen unserer Denkmalplastik von der Industrie en gros hergestellt und die Denkmäler nach den Katalognummern in beliebiger Abwechslung montiert werden können. Der Triumph des Industrialismus ist tatsächlich schon in der Grabmalplastik vollzogen. Wir müssen dem Fortschritt der Industrie dankbar sein, daß sie eine Scheinkunst bis zu diesem Grad entlarvt und aufgelöst hat, weil dadurch alte lästige Vorurteile zerstört und die Bahn frei gemacht wird, neue schöpferische Gedanken auf diesem Brachfeld zu entwickeln. Es ist heute ein unausgesprochenes öffentliches Geheimnis, daß auf dem verwandten Gebiet der Architektur die Ingenieure die eigentlichen Baumeister unserer Zeit sind. Und daß die Bauunternehmer vielfach eine ebenso peinliche Rolle spielen, wie die Verfertiger der Denkmalplastiken in den modernisierten Städten. Die öffentlichen Straßen und Plätze aller Städte sind überfüllt mit diesem akademischen Industrialismus; wir sind gesättigt und angewidert von diesem jämmerlichen unorganischen und störenden Zeug, das nur im Wege steht. Es sind Dinge, die nur einen Namen tragen und keine Seele haben, toter Stein, taubes Metall, in dem nichts Geistiges lebt. Kein Mensch sieht mehr hin. Niemand fühlt sich erhoben oder ergriffen. Daß die Denkmalplastik ganz auf den Hund gekommen ist, das wissen heute schon Viele, aber die Ursachen dieses Niederganges und die Aussichten, sich aus diesem tiefen Fall zu erheben, sind noch völlig unklar. Es ist ganz unzweifelhaft, daß eine Kunst nicht bestehen kann, die sich vom Handwerk, vom Gewerbe, von der Bearbeitung des Stofflichen loslöst und für sich allein bestehen will. Die alten Plastiker gehörten als Steinmetze selbst dem Verband der Bau-

hütte an, sie schaffen in der Zucht der Architektur und die Architektur schafft in der Zucht des Handwerklichen. Darum ist der alte naive Roland, der in Bremen mit dem Marktvolk umgeht, noch immer die beste Denkmalplastik in Deutschland und das neue Bismarckdenkmal in Hamburg, verdankt dem lieben alten Roland eine ansehnliche Gnadengabe. Die hohe Denkmalkunst, die sich, wie gesagt, von dem Gewerblichen vornehm zurückgezogen hat, sah sich schließlich auf Träumereien angewiesen, die aus der Erinnerung hervorwuchsen. Das geistige Element der früheren Steinmetzarbeit, die Allegorien und Symbole, darin frühere Zeitalter ihr Empfinden ausdrückten, wurden nun Selbstzweck, nichtssagendes Schema, immer aufs neue aufgetischt, trotzdem das Zeitempfinden sich völlig geändert hat. Aber er hat sich noch mehr geändert. Es hat sich die handwerkliche und gewerbliche Verfassung geändert, vielfach ist eine Großindustrie an Stelle des Kleinhandwerks getreten, Eisenkonstrukteure und Ingenieure lösen den Architekten ab, der in den guten alten Zeiten ebenfalls Handwerker, Steinarbeiter, und als solcher Mitglied der Bauhütte war. Und diese veränderte Betriebsweise erzeugt einen neuen Geist und ein neues Empfinden, das sich keineswegs in den überlieferten Formen ausdrücken kann, umsoweniger, als diese überlieferten Formen nicht mehr in der alten Arbeitsweise, mit dem alten Material ausgedrückt werden können. Kurzum, unsere Zeit, in der ganz neue Lebensmächte und Empfindungen herrschen, verlangt eine andere Art von Schmuck und Kunst und will sich auf diese andere Art ausdrücken, wenn es gilt ein Denkmal zu setzen. Im allgemeinen wird in der heutigen Denkmalmisere darüber geklagt, daß die Platzwahl nicht berück-

sichtigt wird, oder, daß die Begriffe des Monumentalen unklar seien und ähnliches mehr. Das sind gewiß Mängel der heutigen Auffassung, aber diese Klagen treffen nicht in das Herz der Sache. Viele Künstler suchen instinktiv eine monumentale Wirkung durch Häufung von Schmuckelementen und durch die Steigerung der äußeren Dimensionen zu erreichen und schlagen eben so sicher fehl. Andere halten sich an die Wirklichkeitstreue und suchen das Moderne in der naturalistischen Wiedergabe körperlicher oder persönlicher Erscheinungen. Aber nur in den seltensten Fällen wird Porträtmäßigkeit ein künstlerisches Ergebnis darstellen. Vielleicht, wenn es sich um das Denkmal für einen Ringkämpfer handelt und wenn ein außerordentlicher Künstler die Sache in die Hand bekommt. Aber es ist kaum zu hoffen, daß auf diesen Wegen die neuen Symbole gefunden werden, die eine Vergeistigung des modernen Lebensinhaltes darstellen. Die meisten heutigen Denkmäler wollen Erlebnisse darstellen, persönliche Erscheinungen, Taten, Ereignisse, Geschichtserzählungen. Jedem Denkmal guckt der deutsche Schulmeister über die Achsel und sucht uns zu belehren. Aber wir wollen gar nicht belehrt sein. Wir wollen empfinden, wir wollen genießen. Wir wissen ganz genau, daß heute nicht der einzelne Künstler eine Stadt bauen, und mit allem Schmuck versehen kann. Das hat der Einzelne niemals vermocht. Nur aus der Zusammenarbeit einer Unmenge von Arbeitskräften und Spezialgruppen wird ein Ganzes hergestellt. Heute ist zudem die Arbeitsorganisation und die Arbeitstechnik ganz anders beschaffen, wie vor 100 Jahren. Der heutige Raumkünstler kann bestenfalls dafür sorgen, daß die räumliche Übereinstimmung, die Größe auch im kleinen, die Einheit und Schlichtheit

im Reichtum bewahrt bleibe, und daß jedes Ding am rechten Platze sei. Wenn wir das Andenken eines Mannes ehren, dann soll es ein Denkmal sein, das nichts Überflüssiges oder Störendes darstellt. Wir können einem Tonkünstler zu Ehren einen öffentlichen Tanzsaal oder ein Konzerthaus errichten, zur Erinnerung an einen berühmten Redner eine Vortragshalle bauen. Wir können Denkmäler in Form von Ruhebänken, schönen Toren, Rosenbeeten, Kinderspielplätzen, schönen Gärten, Baumgruppen und stillen Teichen errichten. Und wir werden in solchen Sinnbildern, die ein organisches Glied der modernen Weltgestaltung darstellen, sicher mehr Geist von dem Verewigten überliefern, als in jenen nutzlosen Plastiken, der eingangs geschilderten Art, die unsere Städte verunzieren. Auch Totenmäler sind Denkmäler. Ein Ewigkeitsgedanke ruht verklärend auf jedem Grab wie ein heimliches Licht. Noch an der dunklen Grenzpforte jenes Landes, „aus dem kein Wanderer wiederkehrt“, triumphiert das Leben, das einmal w a r und das geheimnisvoll fortwirkt und mitwebt an dem Geschehen. Ein paar Blumen auf einer noch so einfachen Grabstätte, von irgend einem liebenden Sinn hingepflanzt, beweisen, daß jenes Leben nicht ganz erloschen ist, daß es in irgend einem Dasein ein bestimmendes Element ist. Und jener liebende Sinn, der Blumen pflanzt und die Stätte sorgend bestreut, erblickt über dem Grabhügel nicht das grauenhafte Bild des Todes, sondern das freundliche Bild des Lebens, die verblichene Gestalt, in reineren Zügen, von der Zeitlichkeit und Zufälligkeit losgelöst, über die Trauernden wachend und von ihnen bewacht. Aller Gräberschmuck und alle Lichter an den Gräbern sind ein Symbol solchen Wachens. Tief im menschlichen Empfinden lebt etwas fort von jener Art,

wie die Alten den Tod gebildet: als Jüngling mit gesenkter Fackel, trauernd zwar, aber immer schön und liebenswert. Erst das phantastische Mittelalter mit seiner Weltverneinungstendenz und seinen Schreckmitteln enthüllte den Inhalt der Gräber und bildete den Tod als abschreckendes Skelett mit Stundenglas und Hippe als unentbehrliche Requisiten. Von der Üppigkeit des Lebens und seinen täuschenden Werten abzumahnen, stellte es in den Totentänzen den Sensenmann mitten in die blühenden Daseinsfreuden hinein und ließ in allen Lebenskreisen sein schauriges memento mori ertönen. Allein der unverwüstliche Volkshumor begegnete dieser Vorstellung mit jener grauenvollen Lustigkeit, die selbst noch in der Pestgrube in das bekannte Liedel des lieben Augustin ausklingt. Trieb man auch mit Entsetzen Scherz, so wäre es doch niemanden eingefallen, die ehrfurchteinflößende Erhabenheit des Grabes mit dem Abbild des Knochenmannes zu entweihen. Hier trieb die Kunst reinere Blüten. Das Primitivste und zugleich Erhabenste war der einfache Stein, über die Grabstätte gewälzt oder als ragendes Mahnzeichen aufgestellt. Der starre, leblose, unverrückbare Stein als Sinnbild des Unabänderlichen, des Ewigruhenden, des Todesähnlichen. Jedoch eine tiefere Weisheit als jene, die solche Sinnbilder schuf, ließ die Todesstarre nicht als letzten Schlag gelten, sondern beseelte den leblosen Stein, indem sie Bilder einmeißelte, die nicht ein Gleichnis des Todes, sondern ein Gleichnis des Lebens waren.

Auf alten Friedhöfen kann man etwas von diesem Leben finden, auf unseren alten Friedhöfen, die aus der Empire- und Biedermeierzeit stammen und die mit der strengen Auffassung einer

klassizistischen Einfachheit die ortstümliche Liebenswürdigkeit verbinden. Ein Einschlag der bewegten Barockformen vermehrt das malerische Element. Die jenen Tagen eigentümliche Formensprache, die Urnen und die steinernen Tränentüchlein, die einfache, klassisch angehauchte Architektur und Gestalten von einfachedler Haltung, der ganze etwas schwermütige, müde und doch so bezaubernde Grundzug, der allen Kunstäußerungen der Wertherzeit anhaftet, zugleich die sorglose breite Grabanlage, die reichliche Vegetation dieser Gräberhaine, die Zypressen und Rosensträucher und aller bunter Blumenschmuck, je nach der Gunst der Jahreszeit, geben diesen Friedhöfen die seltsame elegische Stimmung, die leise Trauer, die sanft verklärt, wie eine Sonate Beethovens, und die, wenn sie einmal das Herz in Schwingung gebracht, die Qual des persönlichen Wehs auflöst in die reinere Harmonie der allgemeinen Schicksalsbestimmung.

Ein Wort über Friedhofauflassungen. Mag der Friedhof ein Park werden mit Gräberinseln, die unsere teuren Toten beherbergen. Solche Gräberinseln als memento mori, das zwingt stillzustehen inmitten all des hastigen Alltagstreibens, kann nur von heilsamem Einfluß sein. Die neueren Friedhöfe, denen der Stempel geistloser Schablone aufgedrückt ist, wo auf jedem Grabe der konventionelle Engel als Wahrzeichen nüchternster Geschäftsmäßigkeit und peinigendster Poesielosigkeit wacht, sind keine Quelle der Erbauung. Hier führt kein Weg aus der Enge ans Licht. Das dumpfe Gefühl des Schmerzes und der Ohnmacht wird bis ins Ungeheure belastet von dem Eindruck der allgemeinen Trostlosigkeit. Hier gibt es keine Erlösung. Es fehlt die Größe. Vor allem fehlt

die Kunst, die große Erlöserin. Und doch! Neue Grabstätten, vom Künstler entworfen, sind in jüngster Zeit entstanden. Sie knüpfen an der anfangs besprochenen Bedeutung des Grabes an, an der Primitivität und sie können als Anfangspunkte gelten, von denen einst die Reform der Friedhöfe ausgehen wird.

Gartenstädte.

Der Zug vom Lande nach der Stadt, der das offene Land entvölkert und in den Städten die traurige Erscheinung der Übervölkerung und Verelendung gezeitigt, hat eine entgegengesetzte Bewegung hervorgerufen. Der beginnende Auszug von der Stadt nach dem Lande ist mancherorts mit allen inneren und äußeren Anzeichen sozialer Gesundung wahrzunehmen. Eine Anzahl von Industrien in Amerika, England, Holland und Deutschland haben damit begonnen, ihren Betrieb von der Stadt aufs offene Land zu verlegen, ihre Arbeiterschaft aus den Hundelöchern der großstädtischen Arbeiterbezirke, wo sich die gewissenlose Boden-, Wohnungs- und Lebensmittelspekulation mästete, herauszuführen und nach künstlerischen, sozialen und hygienischen Gesichtspunkten neue Gemeindewesen zu schaffen, die nur Einzelwohnhäuser in Verbindung mit aller Behaglichkeit und allen modernen Komforts enthalten. Eine interessante Enquete hat ergeben, daß die Zahl der von den Besitzern allein bewohnten Häuser in demselben Maße abnimmt, als die Stadt an Einwohnerzahl zunimmt. Ein paar vielsagende Ziffern drücken in Prozenten aus, wieviel Einzelwohnhäuser durchschnittlich auf eine Stadt kommen:



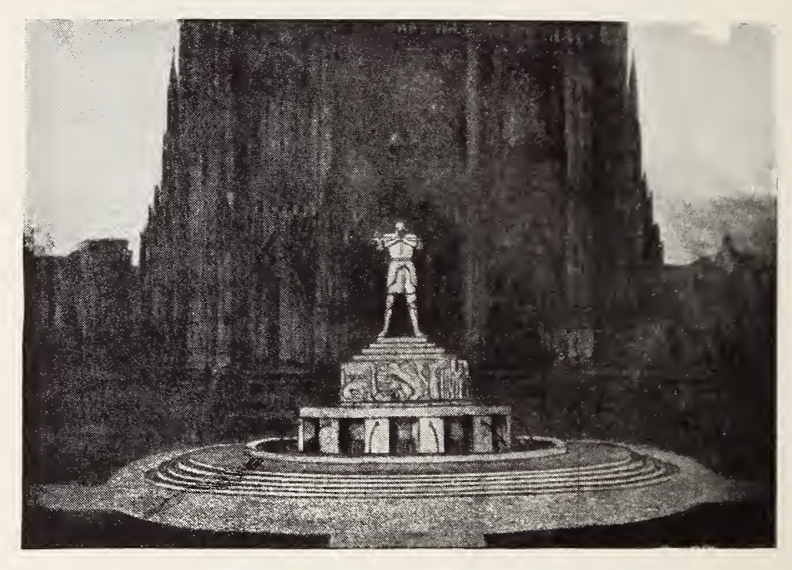
Denkmal für den Volksdichter und Rhapsoden Stelzhammer; ausgezeichnet durch die glückliche Lösung des Alltagsgewandes, sowie durch die schlicht monumentale, architektonische Wirkung. (Franz Metzner.)



Kastanie auf einem Stadtplatz; beachtenswert als gärtnerische Stadtanlage; geschlossene und geschützte Lage, von keinem Passantenverkehr gestört, ein Ruhepunkt neben der Verkehrsstraße.



Das Grün in der Großstadt ist immer erquicklich. Um wieviel schöner könnte es sein, wenn es friedliche stille Inseln bildete, abgeschlossene Erholungspunkte in dem unruhsamen Straßengetriebe, eine Zuflucht, von keinem Passantenweg gekreuzt und gestört? In den neuen Anlagen, wie dieses Beispiel zeigt, ist leider kein Verweilen, sie sind entweder Verkehrsweg oder Verkehrsstörung und sollten doch weder das eine noch das andere sein!



Nibelungenbrunnen (Fr. Metzner).
Skizze mit Gebäudehintergrund.

Städte wie Paris, Wien, Berlin		etwa	15,0 %
,, von mehr als 100 000	Einwohnern	,,	19,7 %
,, ,, ,, ,, 50 000	,, ...	,,	26,7 %
,, ,, ,, ,, 10 000	,, ...	,,	31,3 %
,, , weniger ,, 2 000	,, ...	,,	63,8 %

Es wird ohne weiteres klar, daß die emporschnellenden Grundpreise das Heimwesen und die Cottagebildung für minderbemittelte Klassen unerschwinglich machen und im Verein mit der gleichen Schritt haltenden sonstigen Teuerung den wenig anmutigen Typus moderner Großstädte geschaffen haben.

Die ersten Arbeiterkolonien, die vor Jahrzehnten gegründet worden, sind als Humanitätsakte entstanden, ohne daß der Menschlichkeit oder der Gerechtigkeit ein erheblicher Dienst geleistet worden wäre, denn in der Regel sind es dürftige Bauschablonen von peinigender Öde und Trostlosigkeit, die der Schönheit des Landes ebensosehr Abbruch tun, wie vielleicht der Lebensfreude der Menschen, die darin zu wohnen verurteilt sind.

Die Arbeiterhäuser und Arbeiterkolonien gewannen sozialpolitische Bedeutung erst von dem Moment an, da der Künstler sich mit ihrer formalen Lage befaßte. Der Künstler übte den Akt menschlicher Gerechtigkeit, indem er dem Menschen oder der Familie gab, was sie nach dem Stande der modernen Kultur brauchte. Er brach mit der Schablone und machte die Individualität frei. Er gestaltete das Haus nach den Bedürfnissen der Familie, gab ihnen in formaler Beziehung die Möglichkeit zur ungehinderten Entwicklung und Betätigung, gab dem Hause die natürliche Schönheit im Anschluß an die heimatliche Bauweise, und den Seelen,

die es bewohnten, den Stolz und die Freude, die solche Schönheit gewährt, er versah sie mit allen modernen, hygienischen und praktischen Einrichtungen, die das Leben leicht und behaglich machen und das Gefühl der Armut und Entbehrung ausschließen. Der soziale Ausgleich wird in dieser Verallgemeinerung der Lebensgüter perfekt, und der Luxus mag sich fortan nur in der Verwendung kostbaren Materials manifestieren, keineswegs aber in der einseitigen oder ungerechten Beherrschung der Mittel, die das Leben zu seiner Vollkommenheit und zu seinem Glück nötig hat.

Das erste und beste praktische Beispiel dieser Art bildet das bei Liverpool liegende Fabriksdorf Port Sunlight. Mister W. H. Lever, der Besitzer der Sunlightseifenfabrik, berief den Künstler zum Bau der Arbeiterkolonie, die gewissermaßen als vollständiges Gemeindewesen alle praktischen und ästhetischen Ansprüche befriedigen sollte. In dem Fabriksdorf entstand eine Architektur, die sich der alten Volksbaukunst und damit zugleich den natürlichen örtlichen Bedingungen, die durch das Gelände und durch die Lage zur Sonne gegeben waren, anschloß. Was der kleine Mittelstand und was die Arbeiterschaft zum Leben braucht, ist hier in idealer Form durchgebildet: ein Wohn- und einige Schlafzimmer mit Bad und Gartenanlage, alles in denkbar behaglichster Anordnung. Ganz ähnlich ist die Arbeiterkolonie der Kakao- und Schokoladenfabrik von G. Cadbury in Bournville bei Birmingham durchgeführt. In beiden Fällen sind es nicht auf Gewinn berechnete Unternehmungen; die Miete oder Hausrente deckt die Auslagekosten zuzüglich eines geringfügigen Zinsfußes. Darum ist von Haus aus die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Gedeihens der Kolonie gegeben.

In Amerika setzt diese Bewegung von allem Anfang an mit überaus großer Umsicht und klarer Erkenntnis der praktischen wirtschaftlichen und ästhetischen Fordernisse ein. Diese äußere Erscheinung der amerikanischen Arbeiterhäuser oder der kleinen homes ist nicht in demselben Maße interessant und verschiedenartig wie die erwähnten englischen, aber sie sind frei von der Schablone und wegen ihrer ausgesprochenen Sachlichkeit in jedem besonderen Falle von besonderer Form. Gemeinsam ist allen die Grundlage von Küche und Wohnraum oder Halle im Erdgeschoß oder Schlafräumen mit Bädern im Dachgeschoß. Das Innere ist weiß oder in hellen Farben und von jener Schönheit, die viel eher die Begleiterin, denn, wie man häufig genug glaubt, die Gegnerin der Einfachheit ist. Für 900 Dollar ist ein solches Heim zu erwerben, also für einen Betrag, der nur ein Jahreseinkommen eines ganz bescheidenen amerikanischen Arbeiters darstellt.

Diese ganz praktische Übertragung von Kunst ins Leben ohne gewinnsüchtigen Nebengedanken hat den Anstoß zu einer Bewegung gegeben, die einst von großer sozialer Tragweite sein und zur gänzlichen Veränderung des Weltantlitzes führen kann. Ideale Städtegründungen, die von sozialen Organisationen innerhalb der Industrie veranlaßt werden, haben da und dort ihren Anfang genommen und sind zum Teil erfolgreich durchgeführt, wie in der Kolonie Agnetapark der niederländischen Preßhefe- und Spirituosenfabrik J. V. van Marken bei Delft. Vor allem aber hat sich in England, wo sich die soziale Frage mit der künstlerischen erfolgreich verbündet, eine Gesellschaft gebildet, die ganz ernstlich an die Gründung einer neuen Stadt, einer

sogenannten „Gartenstadt", in Verbindung mit einer aufs Land zu verlegenden großen Industrie schreitet. Der geistige Urheber dieser Bewegung, Ebenezer Howard, hat in seinem Buche: „Garden cities of to-morrow"* Mittel und Wege dargestellt, wie dem Elend der Städte und ihrer Arbeiterbevölkerung abgeholfen werden kann.

Von vornherein ist Sorge getragen, daß die neuen Städte nicht in die Fehler der alten verfallen und daß die Settlements nach großen Gesichtspunkten angelegt und verwaltet werden.

Ob und wie weit durch diese Gesellschaft im allgemeinen der großstädtischen Wohnungsmisere wirklich abgeholfen werden wird, läßt sich natürlich nicht leicht absehen.

Nach dem heutigen Stand der Dinge ist festzustellen, daß die First Garden City Ld. die Bildung eines Aktienkapitals von £ 300 000, das ist etwa 7 Millionen Mark einleitet, das in 59 400 Aktien a £ 5.— und 3000 a £ 1.— geteilt ist und den Aktionären 5 % Zinsen gewährleistet. 35 engl. Meilen nördlich von London, zwischen Hitchin und Baldock, in 42 Minuten mit dem Schnellzug erreichbar, also in einer für Industrien und sonstige Geschäfte vorzüglichen Lage hat die Gesellschaft 3800 Hektar Ländereien für Stadtanlage und Ackerbau erworben und gedenkt in der neuen Stadt nicht mehr als 30 000 Bewohner anzusiedeln, so daß der Hauptteil der territorialen Erwerbung für Ackerbau erhalten bleibt. Demnach soll die Bevölkerungsdichtigkeit außerhalb der Stadt 9 pro Hektar und innerhalb des Stadtgebietes 23 pro Hektar betragen. Diese Zahlen gewinnen Leben, wenn man die Bevölkerungsdichtigkeit anderer Länder gegenüberstellt.

* Bei Eugen Diederichs in Jena in Übersetzung erschienen.

Die Vorteile, welche die neue Länderei verspricht, gipfeln:

1. in den hygienischen Einrichtungen, die dem Leben der arbeitenden Bevölkerung von Haus aus eine gesunde Grundlage geben;

2. in der Förderung des Ackerbaus, der in der neuen Stadt ein einträgliches Absatzgebiet und einen marktlichen Verkehrspunkt findet und solcherart den Zwischenhandel erspart;

3. in dem Bewußtsein jedes Bewohners der Länderei, daß das steigende Bodenerträgnis wieder der Einwohnerschaft zugute kommt.

Die für Fabriksbetrieb günstige Lage der Länderei, der Vorrat an billigem Baumaterial im Distrikt, die gute Transportgelegenheit und die Nähe Londons lassen eine rege Beteiligung in den industriellen Kreisen erwarten, und die neue Gesellschaft zweifelt nicht, das von den Herren Cadbury in Bournville und den Herren Lever Bros. in Port Sunlight in größerem Maßstabe und mit Erfolg fortsetzen zu können und zur vermehrten Bildung solcher Settlements einen entscheidenden Anstoß zu geben, um die leidige Arbeiterheimfrage einer heilsamen Lösung zuzuführen. Das alles ist freilich Zukunftsmusik. Immerhin ist schon eine immense Vorarbeit geschehen, die nicht mehr verloren gehen kann. Nicht nur das Finanzprojekt hat greifbare Formen gewonnen, sondern auch die formale, künstlerische und technische Seite des Unternehmens tritt in einigen festen Umrissen hervor.

Ein genauer Plan ist ausgezeichnet, der die Lage der Stadt mit allen ihren Hauptteilen vorzeichnet und manche Andeutung über die Gestaltungsgrundsätze der Erbauer enthält. Es muß hervorgehoben werden, daß der Lageplan in Übereinstimmung mit den von der Natur des Landes gegebenen

Bedingungen und mit sorgfältiger Schonung des bereits Vorhandenen entworfen worden und durchgeführt werden kann, ohne daß selbst einer der bestehenden Bäume und Baumgruppen zu fällen sind.

Von einem Zentralplatz gehen radiale Straßen nach der Peripherie in gerader Linie, um den Blick in die offene Landschaft in jeder Straße freizuhalten. Die Straßenkurve soll nur im Falle territorialer Notwendigkeit angewendet werden. Um das zu begreifen oder zu billigen, muß man sich allerdings die wundervolle englische Landschaft mit ihren blauschimmernden Fernen vor Augen halten, Bilder von Gainsborough. Die Stadt von solchen Naturansichten umstellt zu sehen, von der zentralen Mündung jeder Straße aus sichtbar, ist ein Gedanke, der viel für sich hat. Er ist englisch. Anderswo wird es natürlich anders sein müssen. An sich sind weder gerade Straßen schöner noch krumme. Worauf es ankommt, ist eine ganz andere Sache. Zwischen Straße und Wohnhäuser sollen offene Hausgärten oder Vorgärten und Rasenplätze liegen, und bei der Anlage und Gruppierung der Häuser soll auf Mannigfaltigkeit und Anmut ebensosehr Bedacht genommen werden, wie auf die natürlichen Rücksichten in bezug auf die Sonnenseite, Windrichtung und andere berechenbare Naturerscheinungen. Daß die Hausbauten die gute englische Landhaustradition aufnehmen und fortentwickeln und sich auf diese Art dem Landschaftsbild harmonisch einfügen werden, ist als selbstverständlich zu betrachten. Außer dem ursprünglich angenommenen Zentrum werden sich bei späterer Entwicklung neue Nachbarzentren bilden, die für sich wieder als weiterer Bezirk eine architektonische Einheit bilden. So soll ein Gefüge neuer Gartenstädte

entstehen, alle inmitten von Wald und Feld gelegen, durch genügend freien Raum getrennt und durch die modernen Verkehrsmittel trefflich verbunden! Die Wohnbezirke sind von den Fabriken abseits angeordnet, und zwar so gelegen, daß der Wind den Lärm, Staub und Rauch von der Stadtnähe wegführt. Überdies sind die Fabriken, Warenhäuser und Markthallen von dichtem Grün umstellt und dem Auge entzogen. Sie sind längs der Bahnlinie, wo sie vom Haus weg das Gleise haben, projektiert, um den Güterverkehr aufs bequemste einzurichten.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein riesiger Park, wo Schulen, Museen, Theater und andere öffentliche Bauten ihren Platz finden:

Auf dem jungfräulichen Boden neuer Städte lassen sich die erwachsenden Aufgaben der modernen Kultur verhältnismäßig leicht erfüllen, weil viele Schwierigkeiten und Kosten, die dem Sanierungsplane in den Großstädten erwachsen, in Wegfall kommen.

Der Grundgedanke des Projekts weist der Arbeiterwohnungspolitik aller Industriestaaten den rechten Weg: es werden sich auch bei uns Künstler finden, die eine solche Stadt gesund und zweckmäßig erbauen und auf die Höhe eines Kunstwerkes erheben. Gewerbliche Dorf- und Städteanlagen, die nach künstlerischen Grundsätzen durchgeführt sind, können gar nicht anders als gesund und zweckmäßig sein und einen Zuwachs an Schönheit für das Land bedeuten. Die Deutsche Gartenstadtgesellschaft, deren Mitteilungen in der Zeitschrift „Hohe Warte“ erscheinen (R. Voigtländers Verlag, Leipzig), ist seit Jahren rührig, den Gedanken in Deutschland zu verbreiten und Verwirklichungen anzustreben.

Verschönerungsverein.

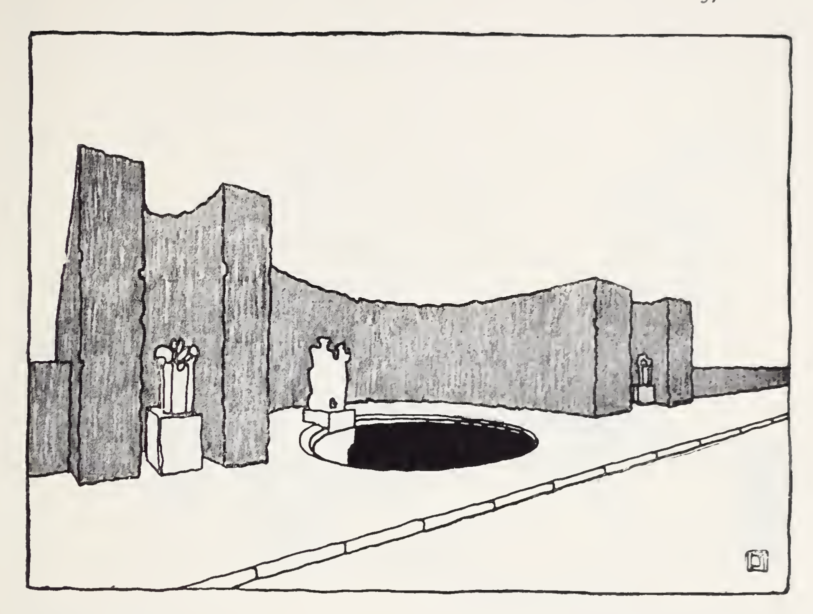
Endlich hatte er es erreicht.

Sein unbändiges Funktionsbedürfnis hatte sich lange mit der Anlage von schotterigen Promenadewegen und der Aufstellung braungestrichener Bänke aus Holz und Eisen, die in der Rückwand Inschrift und Jahreszahl trugen und mit poetischen Namen, wie Waldrast, Adlersruh, Bergfrieden usw. getauft waren, begnügen müssen; eine höhere Kulturmission hatte er bisher vergebens angestrebt.

An dem Tage aber, als die auf sein Betreiben mitten in der kleinen Sommerfrische angelegte großstädtische Parkanlage eröffnet wurde, gab der Verschönerungsverein ein Fest.

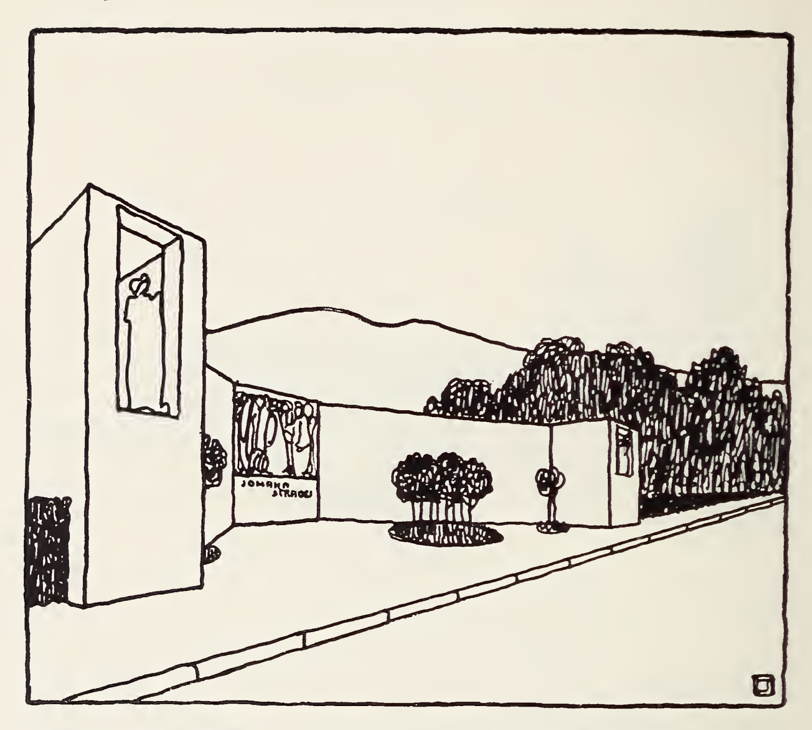
Mit Recht pries er diese „Verschönerung" als sein Werk; er wollte aber damit seine Aufgabe nicht erfüllt sehen, sondern in der eingeschlagenen Richtung eifrig fortfahren und alles vorkehren, was zur Annehmlichkeit der Sommergäste gehöre und geeignet wäre, das Dörfchen zu einem beliebten Kurorte zu erheben. Ein genauerer Einblick in seine bisherige Tätigkeit ist erforderlich, wenn man die Richtung erkennen will, in der er „fortzufahren" beabsichtigte.

Um die großstädtische Parkanlage zu schaffen, mußten drei



Denkmalideen. Arch.: Prof. Hoffmann.

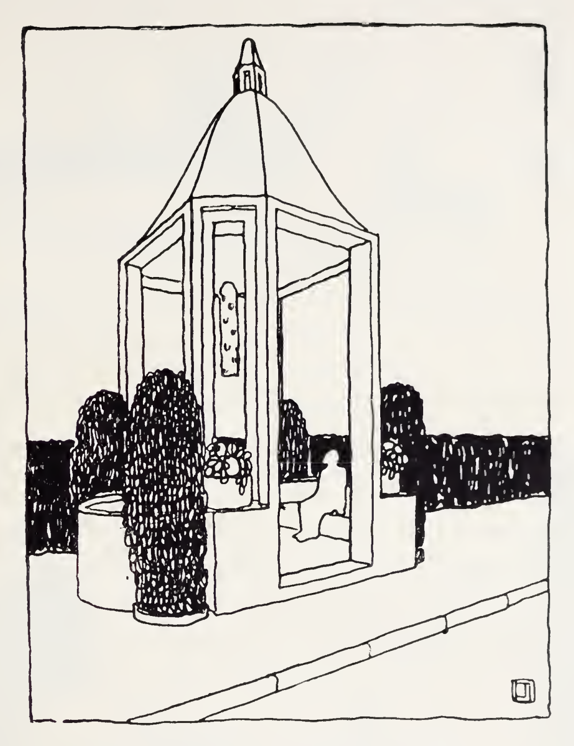
Plastik in Verbindung mit gärtnerischer Anlage, geschnittenen Hecken und Wasserspiegel. Ein Wink für die Denkmalaufstellung an öffentlichen Plätzen. — Erinnern wir uns an die Barockgärten und an die stilvolle Aufstellung der Plastiken vor den grünen Wandungen und laubenartigen Nischen. Vergleichen wir damit die heutige Unkultur, die sich mit der Denkmalaufstellung verbindet! — Dann wird man diesen Versuch verstehen, der in diesen Dingen wieder künstlerisches Leben entfachen möchte.



Neue Denkmalideen. Arch. Prof. Hoffmann.

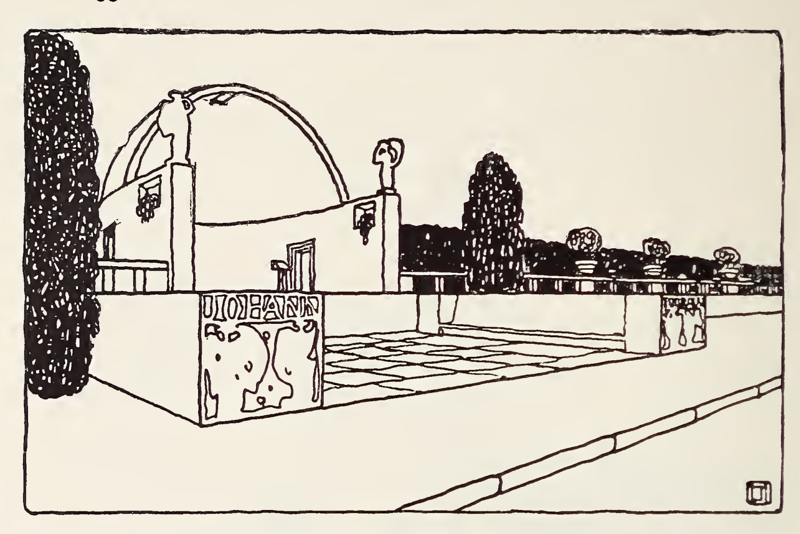
Architektur mit Reliefdarstellungen, einen Rosenplatz umschließend.

Je kleiner der Platz, desto strenger die Architektur. Dann mag der kleinste Fleck groß erscheinen, ein architektonisch umschlossenes Blumengehege bilden, das irgend ein Kunstwerk mit dem Vermächtnis eines berühmten Namens wie ein Juwel umfaßt, und mitten im Großstadtlärm das Gefühl der Entrücktheit gewähren kann. Unsere alten barocken Gartenschöpfungen geben viele Beispiele dieser künstlerischen Gesinnung.



Neue Denkmalideen (Prof. Hoffmann).

Architektonisch durchgebildeter Ruheplatz mit Blumen- und Solitärpflanzen. Winke für Gedächtnisstiftungen und für die Ausschmückung öffentlicher Plätze.



Neue Denkmalideen (Prof. Hoffmann).
Architektonisch durchgebildete Ruheplätze mit Reliefdarstellung und gärtnerischem Schmuck. Ein Wink für die Gestaltung öffentlicher Stadtanlagen.

schöne alte Linden, die einst der abendliche Ruheplatz der Dorfleute gewesen, gefällt werden, eine alte Statue mußte samt dem Mauerhäuschen, in dem sie eingemauert war, entfernt werden, weil just an dieselbe Stelle dem Regulierungsplane zufolge ein Wetterhäuschen aufgestellt werden sollte. Krumme Wege führten durch die Rasenplätze, die als Wiesen gedacht waren, und auf diesen Wiesen standen als Nachahmung des Waldes einige Büsche, unruhig und stockig zusammengestellt, traurig und lächerlich in der Drahtumzäunung anzusehen.

Der Wirt hatte auf wiederholtes Zureden sein Gasthaus „Restauration“ getauft und überdies eine neue, zu dem Titel passende Einrichtung bestellt; die weißgescheuerten Tische und Bänke in der getünchten Stube, die so freundlich und appetitlich ausgesehen, wollten den neuen Ansprüchen nicht mehr genügen. Da er übrigens bauliche Umänderungen an seinem Hause vornehmen lassen mußte, ließ er sich auch einreden, daß eine großstädtische Fassade zur wesentlichen Verschönerung des Ortes beitrage, also sah das alte Haus in seiner modernen Zinshausfassade protzig auf den „Stadtpark“ hinaus. Die Ansässigen schüttelten staunend die Köpfe und blieben einer nach dem andern der vornehm tuenden „Restauration“ fern, das Gasthaus hatte seine besten Gäste verloren, war auf die zufälligen Sommergäste angewiesen und kam sichtlich herunter.

Aber ganz zurückbleiben wollten die andern Bauern hinter diesem „Aufschwung“ nicht; sie richteten ihre Häuser für die Sommerfrischler ein, rissen die kleinen Fenster aus den Wänden, ließen große dafür einsetzen, die ihrer Ansicht nach großstädtischer

waren, möblierten die Zimmer mit altem Trödel notdürftig auf städtische Art und trieben ein nicht immer reelles Geschäft mit der sogenannten Fremdenindustrie, obzwar sie heimlich auf die „Stadtbagage“ schimpften. Eine künstliche Teurung griff Platz, Eintracht, Zucht, Ordnung und Zufriedenheit wurden gelockert, Geschäftsneid, Gewinnsucht, Bosheit und Hader nahmen unter den Leuten überhand. Was war das einst für ein wohnlicher Aufenthalt gewesen! War man Gast in einem Bauernhause, schlief man in der behäbigen besten Stube, die angefüllt war mit altem bäuerlich künstlerischen Hausrat, und wenn's ans Zahlen kam, schämten sich die Leute Geld zu nehmen. „Wir haben es nicht nötig,“ sagten sie, und wenn man sie durchaus entschädigen wollte, dann nahmen sie eine lächerlich geringe Summe. Die Zeiten haben sich sehr geändert!

Durch die baulichen Umänderungen legten die Leute selbst den Grund zu ihrem Ruine. Die kleinen Fenster hielten im Winter warm, im Sommer kühl; seit die städtischen Fenster eingelassen sind, die große Abkühlungsflächen ergeben, ist es im Sommer vor Hitze und im Winter vor Kälte nicht auszuhalten, die Reparaturkosten mehren sich von Jahr zu Jahr, und da die Leute auch angefangen haben, den Sommerfrischlern zuliebe die Dachvorsprünge und Lauben abzuschneiden, „damit mehr Luft und Licht in die Stuben komme“, ist auch der schlimmste Feind, die Feuchtigkeit, in die Wände eingedrungen, um sein langsames und sicheres Zerstörungswerk an den Menschen und Mauern vorzunehmen.

An der Schaffung dieser Zustände hat der Verschönerungsverein nach Kräften mitgewirkt. Er ist zwar nicht der alleinige Urheber,

weil bei diesen Veränderungen noch andere Einflüsse maßgebend sind, aber er hat sie gefördert, beschleunigt und in ihrem Sinne gearbeitet; es war seine Richtung.

Nun läßt sich schon deutlicher erkennen, wohin sie in Zukunft führen wird. Er plädiert bereits für eine neue Kirche, das schlichte Dorfkirchlein mit dem Kirchhofe ringsum will den Leuten nicht mehr genügen; eine gotische Kirche soll es sein; der Friedhof soll außerhalb des Ortes verlegt werden, die Stadtleute können das memento mori mitten im Alltag nicht vertragen. Gründe für eine Villenkolonie sollen aufgekauft, ein „Ferienheim" soll errichtet werden; man denkt schon an einen Kursalon, an eine Wasserheilanstalt und so fort. Schon in wenigen Jahren war der liebliche Ort nicht mehr zu erkennen, er hat ein ganz anderes Aussehen bekommen. Der Scherz, den in den fünfziger Jahren ein Witzblatt brachte: „Warum bauen wir die Städte nicht auf dem Lande, die Luft ist doch so rein," ist heute dank dieser Verschönerungstätigkeit Ernst geworden. Das kleinste Nest will Stadt sein oder doch städtischen Anstrich haben. Vor lauter Verschönerung werden die Orte alsbald so häßlich sein, daß sie für wirklich erholungsbedürftige Seelen kein erquicklicher Aufenthalt mehr sind. Die meisten Kurorte und Sommerfrischen stellen in der Tat nur eine Fortsetzung oder Übertragung städtischer Bauformen und Lebensweise dar, in vielen Fällen mit vermehrtem Anspruch auf überflüssigen Luxus und Komfort. Das Beispiel wirkt im kleinen weiter und entschuldigt gewissermaßen die Thätigkeit der Verschönerungsvereine, die sich darauf berufen, daß alle diese Vorkehrungen den Stadtleuten zuliebe geschehen, die es angeblich so haben wollen.

Dem ist aber nicht so. Der Städter, der aufs Land geht, will der Stadt entfliehen, will gar nicht an sie erinnert werden. Es ist wahr, daß er gewisse Kulturansprüche mitbringt, die er auf die Dauer von wenigen Wochen nicht abschütteln kann; die Klagen und Beschwerden richten sich aber gerade gegen jene neumodischen „Restaurationen" und gegen die Hundelöcher, die in solchen zeitgemäßen Orten als „Wohnungen für den Sommeraufenthalt" vermietet werden, ferner gegen jene „verschönende" Tätigkeit, die den ursprünglichen Charakter des Landes und die heimatliche Schönheit verwüstet. Ein ordentliches Bauernhaus ist vielleicht imstande, jenes Maß von Kulturansprüchen, die wir auch auf dem Lande haben müssen, zu befriedigen und vielleicht noch etwas mehr. Es entspricht den Kulturansprüchen durchaus nicht, in den sogenannten Restaurationen sich schmutziger Servietten zu bedienen, dagegen wird es jedem an den reinlichen weißgescheuerten Tischen der bäuerlichen Wirtsstube vortrefflich munden, wenn das Essen gut und der Trunk frisch ist.

Die Gutmeinung und Arbeitswilligkeit der Verschönerungsvereine soll nicht in Zweifel gezogen werden. Es muß sogar anerkannt werden, daß sie berufen sind, sehr wichtige Kulturaufgaben zu lösen. Dann aber müßten sie freilich das schnurgerade Gegenteil von dem anstreben, was sie vielfach tun. Das Ziel ihrer Tätigkeit soll die Erhaltung des Bestehenden sein, die Pflege der heimatlichen und bodenständigen Art, in der allein die Bedingungen des Gedeihens liegen. An Stelle der rücksichtslosen und blinden Neuerungssucht müßten sie den Respekt vor der örtlichen Kultur und ihren Überlieferungen setzen; anstatt die Eigenart zu zerstören

und die Schablone einzuführen, müßten sie das Fremdartige grundsätzlich ausschließen und sich als verständige Hüter des übernommenen Schatzes an Natur- und Lebensformen zeigen, soweit diese letzteren in Tracht, Sitte, Hausbau, Hauskunst, Denkmälern, Straßen, Plätzen, Kirchen, Friedhöfen, Menschenwerk und Naturgebilden zum Ausdruck kommen. Die Weisheit und die Liebe früherer Geschlechter hängt an diesen Formen, die mitten im Alltage eine stille Schönheit verbreiten und dem Orte oder der Gegend, wo sie eingewurzelt sind, eine bestimmte Physiognomie verleihen, die gleichzeitig organischer Ausdruck der landschaftlichen Natur und ihrer Menschen ist. Der Verschönerungsverein müßte im Orte eine Art Kulturinstanz und Geschmackspolizei bilden, die an der Hand des genauen Inventars, das sie von allen überlieferten Werten besitzt, darüber eifersüchtig wachten, daß sich keine frevlerische Hand an dem kostbaren Erbe vergreife.

Eine Art heimatlicher Kunstpflege, für die es keinen anderen Kodex, als das stille und eindringliche Beispiel der ortstümlichen Überlieferung gibt, wäre so recht Angelegenheit der Verschönerungsvereine. Sie würden vollauf zu tun haben, ihr Funktionsbedürfnis zu befriedigen, und sie würden es in einer Weise tun können, daß ihnen die Zukunft zu Dank verpflichtet wäre. Auf den ersten Blick vermag man vielerorten zu erkennen, daß es im Hausbau, in der Gartenkunst, im Wirtschaftsleben, in der ortstümlichen gewerblichen und künstlerischen Produktion alte, erprobte Grundsätze, die der Vergessenheit oder Verwilderung anheimfallen, neu zu beleben gibt. Die Anlage von Ortsmuseen, daran dies gegenwärtige Geschlecht den Fleiß und die Geschicklichkeit der Vorfahren zu eigener Nutz-

anwendung studieren mag, gehörte ebenfalls in die Obliegenheiten der Verschönerungsvereine, nicht minder als die Neubelebung einstiger bodenständiger Kunstübungen, davon die alte Zeit mancherorten ausgezeichnete Beispiele, Holzschnitzereien, Malereien, Stickereien und andere hinterlassen hat, die vielfach auch volkswirtschaftlich in Betracht kamen und die Quelle oft nicht unbeträchtlichen Wohlstandes bildeten.

Die meisten dieser Quellen sind heute verschüttet; Pietätlosigkeit, Fremdsucht, Unkultur haben auf dem versandeten Boden jene Erscheinungen gezeitigt, durch die das erholungsbedürftige Stadtpublikum angelockt werden sollte. Der Rückschlag ist häufig schon fühlbar; die Gäste bleiben aus und suchen Orte auf, die weniger „beleckt" sind. Es hat eben keinen Reiz, statt einer Sommerfrische nur ein städtisches Surrogat zu finden. Die Verschönerungsvereine werden das bedenken und zu den Kulturarbeiten zurückkehren müssen, die erst getan werden müssen, wenn die klare Erkenntnis über den Wert und die Tragweite der vorliegenden Aufgabe in der Beseitigung aller jener sogenannten „Verschönerungen", die das ursprüngliche Kulturbild so vieler Gegenden verunstalten, besteht. Es wird in der Zukunft vielleicht kein „Verschönerungsverein" sein, wohl aber ein schöner Verein.

Die baukünstlerische Erziehung des Publikums.

Der im Frühsommer 1906 in London stattgefundene Architektenkongreß hatte über diese Angelegenheit zu verhandeln. Es ist nicht zu erwarten, daß eine vielköpfige unpersönliche Kommission von Fachmenschen entscheidend in einer Sache wirken kann, die Temperament und unzünftlerisches Denken voraussetzt. Es ist aber immerhin ein Verdienst, daß eine solche Aufgabe zur Sprache gebracht und dadurch freiwillige Mitarbeit angeregt wurde. Unter den Architekten selbst genießt dieses Thema kein hohes Ansehen. Sie meinen, daß gute Architekturen durch ihr bloßes Vorhandensein die baukünstlerische Erziehung des Publikums bewirken. Wenn das wahr wäre, dann hätte unsere Zeit nicht über den allgemeinen baukünstlerischen Niedergang zu klagen. Das Interesse des Volkes ist unerläßlich für eine gute Baukunst. Baukunst ist durchaus nicht ausschließlich Angelegenheit des Fachmannes. Sie ist vielmehr der Niederschlag herrschender Gesinnungen und Bedürfnisse. Auch der Fachmann ist nur ein Produkt der Allgemeinheit. Das Ungewöhnliche ist geradezu Regel, daß die Erneuerung einer Kunst gewöhnlich von Leuten herbeigeführt wird, die außerhalb des Faches stehen. Wenn dem Publikum die Augen geöffnet werden über die schreienden Mißstände der herrschenden Architektur, dann wird

auch die Baukunst im allgemeinen besser werden. Hier muß das Wort helfen. Erst die Worte geben den Dingen Realität. Es muß über die Sache gesprochen werden, wenn sie gesehen werden soll. Das Publikum sieht heute noch gar nichts. Es lebt in dem Irrtum, daß eine Summe von Stuckornamenten, Pilastern, Gesimsen usw. Baukunst sei. Es hängt damit zusammen, daß die heutige offizielle Architektur in Europa in einer solchen Anhäufung von Motiven palladianischer Abkunft besteht, wobei gewöhnlich die schlechtesten Surrogate unterlaufen. Der Schein gilt, nicht das Sein.

Das künstlerisch gebildete Laienelement ist für den Architekten wichtiger als für den anderen Künstler. Ohne die Mithilfe von dieser Seite her ist der Architekt der Gefahr einer künstlerischen Stagnation ausgesetzt. Ein solcher Stillstand ist die Wiederholung historischer Stile als Lebensformen, die nicht mehr die unseren sind. Ein typisches Beispiel liefert in dieser Hinsicht England, wo sich mit Hilfe der privaten persönlichen Initiative eine lebendige bürgerliche Baukunst entwickeln konnte, während die offizielle Architektur als Ausfluß der hohen unpersönlichen Kommissionen in der klassizistischen Schablone hoffnungslos stecken geblieben ist.

In anderen Ländern ist es nicht viel anders bestellt. Die Bauämter, die als die behördlich exekutiven Organe für die Bedürfnisse des Staates arbeiten und sich der reinlichen Ausscheidung des Laienelementes rühmen dürfen, haben den Beweis der totalen künstlerischen Unfruchtbarkeit auf das überzeugendste erbracht.

Je zünftiger und bureaukratischer die Architektur geworden ist, je hochmütiger sie auf das Laienelement herabsieht und sich vom Leben der Nation als akademische Institution absondert, desto



Alter Friedhof.



Schöner alter Friedhof.



Altes Grabmal.



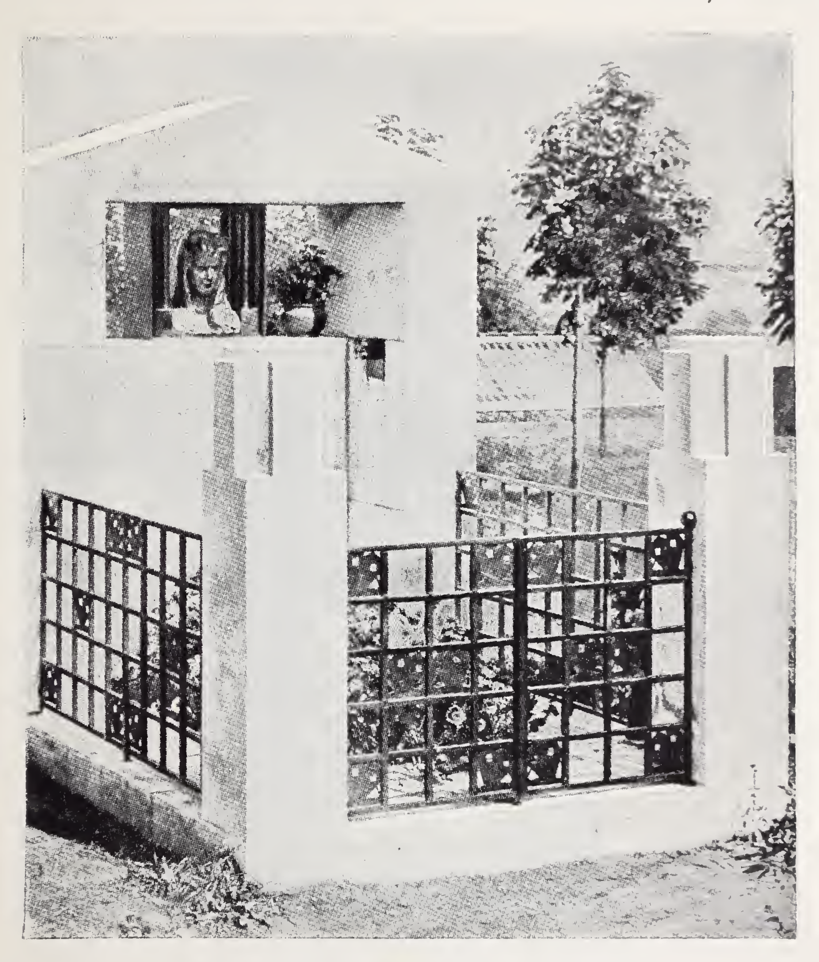
Altes Grabmal.



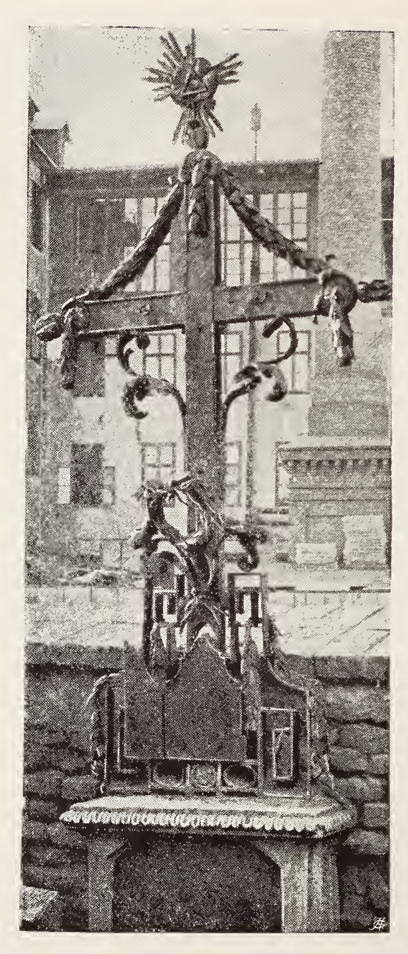
Alter Grabstein.



Altes Grabmal (Architektur und Plastik).



Neues Grabmal (Arch. Prof. Hoffmann).



Schönes Altes Grabkreuz (Schmiedeeisen).

berechtigter ist der Zweifel geworden, ob die Architektur überhaupt den Künsten zugezählt werden kann.

Schon der übliche Lehrgang des Architekten behandelt die Baukunst als eine Sache, die durchwegs erlernt werden kann. Aber für die Kunst entscheidet gerade das, was nicht erlernbar ist. Die schulmäßige Entwicklung kann nur das Gewöhnliche, nach dem Stande des heutigen Wissens und der heutigen Praxis, beibringen. Als Künstler hat auch der Architekt die Aufgabe, nicht das Gewöhnliche, sondern das Außergewöhnliche zu tun. Er wird es nicht vermögen, wenn er sich nicht auf einen künstlerisch hochgebildeten Laienstand stützen kann, der bereit ist, dem Genius zu folgen. Ein Volk, das keine Bedürfnisse hat, hat keine Kunst. Unser heutiges Publikum fühlt der Baukunst gegenüber tatsächlich keine Bedürfnisse. Eine protzige Stuckfassade ist alles, was der Durchschnitt des Publikums unter Architektur versteht, und was infolgedessen der durchschnittliche Architekt leisten kann.

Das Übel ist zum großen Teil dem Umstand zuzuschreiben, daß seit gut 50 Jahren die Architektur so behandelt wurde, als ob sie keinen Menschen auf der Welt etwas anginge, als die Architekten. Sie war behandelt als eine reine Fachfrage, die nur die engeren Fachgenossen berührt, und nicht als eine Kunstfrage, die das ganze Volk angeht. Unter den Künstlern sind die Maler fast die einzigen gewesen, die unermüdlich für die künstlerische Erziehung des Publikums gesorgt haben.

Dieser Tatsache entspricht auch die sonderbare Erscheinung, daß das Publikum noch immer unter Kunst die Malerei versteht. Wenn von Kunstausstellung die Rede ist, denkt man vor allem an

eine Bilderausstellung. Nur das moderne Kunstgewerbe hat der süßen Gewohnheit einigermaßen einen Streich versetzt. In der Malerei gehört es auch bei dem weniger interessierten Publikum zur Selbstverständlichkeit, daß die Kunst das Außergewöhnliche tun müsse. Das Außergewöhnliche ist der Fortschritt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Malerei ein Feld ist, das dem Leben der Nation verhältnismäßig fern liegt, entschieden viel ferner als die Baukunst, von deren Sein oder Nichtsein unser Leben täglich empfindlich berührt wird. Die ungewöhnlichsten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei haben es nicht vermocht, die entsetzliche Verwüstung der Städte und Länder durch eine schlechte Bauweise zu verhindern.

Täglich wird von Unberufenen in allen Städten und Provinzen in großem Umfange gebaut; an Tausenden von Baustellen gehen täglich Ströme von Menschen vorüber, die blind sind für solches Geschehen. Tausende von Menschen treten täglich als Bauherren auf, ohne über die Bedeutung des Bauwerkes für das Leben und die Zukunft der Nation im klaren zu sein. Und trotz dieser ungeheuren Tätigkeit, von der es abhängt, ob das Antlitz der Erde ein edles oder unedles ist, ob das Wohnen ein glückliches oder unglückliches Dasein verspricht, war niemals oder doch in höchst seltenen Fällen ganz vorübergehend die Rede von einer so hochwichtigen Sache. Weder in Ausstellungen, noch in öffentlichen, allgemein zugänglichen Vorträgen, oder in Schulen steht dieses bedeutsame Thema von der baukünstlerischen Erziehung des Publikums an der Tagesordnung. Die Bautätigkeit rückt uns allen an den Leib; die große Mehrzahl der Menschen lebt in schlecht gebauten, hygienisch,

praktisch und künstlerisch gleich ungenügenden Häusern; das künstlerisch geschulte Auge wird durch die schwärenhaften Auswüchse um unsere Städte herum auf das empfindlichste beleidigt, und doch ist die Menschheit an diesen Erscheinungen, die einen großen Teil ihrer Leiden verursachen, blind vorübergegangen. Das Organ Baukunst zu begreifen, scheint vollkommen verkümmert. Das Interesse ist erschöpft, wenn die Frage nach dem Pseudostil beantwortet ist. Selbst jenen Städten und Gegenden gegenüber, die durch eine alte und schöne Baukunst ausgezeichnet sind, versagt das Kunstempfinden vollends. Am allerwenigsten hat diese alte und schöne Baukunst Verständnis oder Schonung seitens der unpersönlichen Kommissionen, von denen die offizielle Architektur vertreten wird, zu erwarten. Bestenfalls sind es die alten Prunkbauten, die sich einigen Respekt erhalten. Die allgemeine Vorstellung von Architektur ist noch unempfänglich für die Tatsache, daß für die Schönheit eines Ortes nicht der Prunkbau maßgebend ist, sondern die mit Sorgfalt und Liebe behandelte Ausführung auch der kleinsten Häuser.

Die baukünstlerische Erziehung des Publikums müßte dort einsetzen, wo der landläufige Begriff Architektur aufhört. Viel häufiger als bisher müßten überall Architekturausstellungen im großen und kleinen folgen, verbunden mit Demonstrationen, Führungen und Vorträgen über das grundlegende Wesen der Architektur als organische Raumgebilde, über die Besonderheit jeder Aufgabe, über die Eigenarten des Materials, die technischen Fortschritte und die Erfindung neuer Baustoffe, endlich über den Zusammenhang dieser lebenden Baukunst mit den anderen Künsten und Gewerben. Kaum

ein Gebiet menschlicher Tätigkeit wäre dann zu nennen, das nicht in irgend einem lebendigen Kontakt mit einer solchen, aus dem Leben der Nation herauswachsenden Baukunst stünde. Selbst die Malerei, die das Ausstellungswesen fast ausschließlich beherrscht, stünde im Zusammenhang mit der Architektur, gleichsam als Architekturglied, in einem ungleich vorteilhafteren Lichte da, und würde in diesem Zusammenhang viel inniger mit dem Leben zusammenwachsen. Eine unendlich reiche, fruchtbare Arbeit des täglichen Ideenaustausches, bei dem nicht nur das Publikum, sondern auch die Baukunst zu gewinnen hat, liegt vor. Sie müßte sich auch die Schule erobern, um von den untersten Klassen an, neben der mathematischen Raumlehre, als Geometrie, die künstlerische Raumlehre, als Baukunst, das bereitwillig aufnehmende Verständnis der Jugend zu befruchten. Aber neben der baukünstlerischen Erziehung des Publikums ist auch die Erziehung des Baukünstlers ein Problem, das der Lösung harrt. Das Publikum wird die baukünstlerische Erziehung nicht von jenen Meistern empfangen, die den Begriff von Architektur als eine Häufung von mehr oder weniger scheinbaren Fassadenmotiven erhärtet haben. Für die baukünstlerische Erziehung und Entwicklung ist der Gedanke entscheidend, daß Architektur in dieser Form überwunden werden muß.

Die zwölf Grundpfeiler der heimischen Bauweise.

I. Die Fassade.

Das äußerliche Vorbild für die heimische Bauweise sind die alten überlieferten Bauten des Ortes. An die Außenerscheinung der alten Häuser denkt man zuerst, wenn man von heimischer Bauweise spricht. Die Gefahr liegt nahe, sich in eine Stilnachahmung zu verrennen, die, wie immer, das rein Äußerliche nachbildet, die auswendige Form schlechthin, ohne dem im Grunde liegenden Baugedanken zu erfassen. Die Erfahrung wird oft gemacht, daß die äußerliche sklavische Kopie der alten Wohn- und Bauernhäuser zu einem ganz unerfreulichen Resultat führt, wenn bei der Ausführung nicht auf dieselbe Gediegenheit gesehen wird, wodurch sich ältere Bauten auszeichnen. Sie stehen dann im Rang nicht viel höher, als die übrigen, üblen Erzeugnisse der Bauschablone und die Zerrbilder der Stilnachahmung. Es ist klar, daß die Fassade der altheimischen Bauten allein nicht das maßgebende ist.

II. Das Material.

Von den Stirnen der alten Häuser können wir das Geheimnis der alten Bauweise ablesen, das wichtiger ist, als die bloße Fassaden-

erscheinung. Der altheimische Baugedanke enthält die Aufforderung, nur in gutem Material, das der Gegend eigentümlich ist, solid und wetterfest zu bauen, zweckdienlich zu bauen und in sachlicher Hinsicht das Vollkommenste zu tun. Es ist darauf zu sehen, daß die Mauern gut und schön aufgeführt werden, daß die Steine trocken sind und der Grund vor Feuchtigkeit geschützt und daß, wenn Ziegel zur Verwendung kommen, der Mörtelbewurf, der der beste Schutz der Mauern ist, gut gearbeitet und aus guten Bestandteilen hergestellt ist. Es kann in der Bauarbeit nichts Schöneres geben als eine wirklich gut und schön aufgeführte Mauer und weißgehaltene Wandflächen.

III. Zieraten.

Das wichtigste ist, das Notwendige vollkommen zu tun. Zieraten, Schmuckformen, Ornamente gehören nicht zu dem Notwendigen. Wenn wir in erster Linie Überflüssiges tun, so werden in der Regel die Mittel und der Sinn für die sachlichen Erfordernisse fehlen. In der Tat werden die meisten Ornamente und Zieraten an den Bauformen zu dem Zwecke gebraucht, um über die Unsolidität der Mache hinwegzutäuschen. Wenn wir an alten Bauten Schmuckformen bemerken, so können wir in den meisten Fällen feststellen, daß sie nicht auf Kosten der sachlichen Forderungen angewendet sind, und daß sie gewöhnlich die Freude des Erbauers ausdrücken, dem alles Notwendige aufs beste gelungen ist und der diese Befriedigung noch in einem Symbol ausdrücken möchte. Der Schmuck tritt aber vereinzelt auf als Schnitzerei, als Skulptur an einer gut sichtbaren Stelle, als Malerei, bildmäßig in die Wand vertieft und

so ähnlich, keinesfalls aber durch eine Überladung, weil in diesem Falle die Quantität auf Kosten der Güte und der Vortrefflichkeit und der Gesamtwirkung geht. Ein Grundsatz ist, daß ein Bauwerk, wenn es wirklich gut und schön sein soll, auch ohne Schmuckform in gutem Ansehen dastehe. Das können wir an den alten Häusern lernen. Wenn also das Notwendige in sachlich vollkommener Weise getan ist und Mittel und Sinn für einen besonderen Schmuck übrigbleiben, dann sei der Schmuck wirklich edel oder er wird sonst die gute Wirkung verderben. Ein einzelnes Kunstwerk, das wir anbringen, kann nie kostbar genug sein. Es wird den stärksten Eindruck erzielen. Dagegen kann die massenhafte Anwendung von Schmuckformen unfehlbar sich nur in minderer Arbeit und übler Gesamtwirkung ausdrücken.

IV. Die Farbe.

Was uns an den alten schönen Landbauten entzückt, ist häufig einer guten Farbenwirkung zuzuschreiben. Die Häuser mit Mörtelverputz werden in der Regel und am besten weiß gestrichen oder in hellem Ockergelb. Im letzteren Falle mit weißen Lisenen belebt. Steinbauten haben entweder die natürliche graue Farbe der Verwitterung und sind deshalb schön oder sie sind vielfach auch mit Mörtelbewurf versehen, oder mit Kalkanstrich, der das beste Konservierungsmittel ist und immer ein sauberes helles und freundliches Aussehen möglich macht. Das Dach ist rot, von den schönen alten gefleckten Ziegeln, oder, wo noch Schieferdeckung vorkommt, durch die atmosphärischen Einwirkungen teils silbergrau, teils moosgrün. Stroh kommt heute nur ausnahmsweise vor, obzwar es bei allein-

stehenden Häusern wegen vieler Vorzüge sehr zu empfehlen ist und heute in England wieder aufgenommen wird. Der einzige Nachteil der Strohdeckung, die Feuersgefahr ist durch die Feuerversicherungsmaßregeln sehr übertrieben worden. Was aber das wichtigste Element der farbigen Erscheinung ausmacht, ist der farbige Anstrich der Holzteile, der Fensterrahmen und Türen. In vielen Gegenden finden wir heute noch die altheimische Gewohnheit, Fenster und Türen in einer kräftigen heraldischen Farbe zu streichen, blau oder weiß, rot, grün, auch teerschwarz kommt vor. Diese altheimische Gewohnheit folgt einem Instinkt, der von der Natur geleitet wird. In der Natur gibt es der Hauptsache nach keine süßlichen, stumpfen Farben. Das leuchtende Blau des Himmels, das saftige Grün der Wiesen und Wälder, das blendende Weiß sonnenheller Wolken oder blühender Kirschbäume oder Schlehdornzäune im Frühjahr, das satte Rot, Gelb, Blau unserer Bauernblumen, das sind die Farben, in denen die Natur in ihrer vollen Kraft gleichsam künstlerisch schafft. Dagegen sind fahles Grau und Braun die Farben, darin sich ihr winterliches Absterben ausdrückt. Wie der Mensch ihrer Lehre folgt, können wir, wie gesagt, noch an den vereinzelt erhaltenen Beispielen altheimischer Bauweise verfolgen. Wo nicht der farbige Anstrich durch seine Leuchtkraft wirkt, da finden wir in der Regel die dunkelgetonte, fast schwärzlich nachgedunkelte, natürliche Schönheit des alten Eichenholzes, wie an den oftmals mit Schnitzwerk versehenen Trams der Innenräume. Keinesfalls aber finden wir an solchen Beispielen Holzteile, die mit der widerlich braunen Sauce angestrichen und mit künstlicher Maserung versehen sind, um die Holzstruktur nachzuahmen.



Beispiel und Gegenbeispiel: Postamt und Badehaus (Kurort Ischl).

Die Baugesinnung zweier Generationen kann nicht besser gezeichnet werden, als in dem Zusammentreten dieser beiden Gebäudeformen. Das schlichtvornehme alte Badehaus, schön durch die überaus harmonischen Verhältnisse, und dahinter die klägliche Palazzo-Imitation des Postgebäudes, das überdies jeder Charakteristik entbehrt.



Der monumentale, wuchtige Turm (Braunau), schmuck in seiner Schmucklosigkeit, harmonisch verjüngt, aus dem Viereck ins Achteck, und in der charakteristischen Barockform überhelmt — wie er vor der Restaurierung war.



Und was die Restaurierung aus jenem Prachtexemplar (siehe voriges Bild) gemacht hat — eine kleinliche, kümmerliche Stilkopie, in schlechten Proportionen, mit der unmotivierten Zinnenbekrönung, der außerordentlich häßlichen Dachbildung, den vergrößerten Fenstern mit dem nichtigen Fassadenaufputz: in allen Stücken den Eindruck des Mißratenen, dem trotz der Dimension alle Größe fehlt, hervorrufend.



Interessantes altes Haus in Dornbirn.

Durch rechtzeitige Einsprache vor dem Abbruch gerettet (siehe offener Brief). Soll dem Vernehmen nach von dem einsichtsvollen Stadtrat als Denkwürdigkeit erhalten bleiben. Die Erhaltungskosten werden durch den Pachtzins aufgebracht, den eine im Parterre eröffnete Weinstube abwirft.

Für den allgemeinen Gebrauch ergibt sich die Regel, daß der unerfreuliche, braune Holzanstrich mit künstlicher Maserung absolut zu vermeiden ist und eine schöne kräftige Farbe zu ihrem Recht kommen soll.

V. Türen und Fenster.

Der natürliche Schmuck der Häuser sind die Türen und Fenster. Wir müssen uns beim Vergleich der neuen städtischen Bauweise mit der neuen ländlichen fragen, auf welchen Einzelheiten der große Unterschied beruht. Er beruht sicherlich zu einem nicht geringen Teil auf der Beschaffenheit der Fenster und Türen. Die guten ländlichen Häuser haben kleine Fenster, die gut sitzen, niedrig sind, im Sommer kühl und im Winter warm halten, weil im Sommer die warmen Strahlen nicht so heftig einfallen können und im Winter die tiefliegende Sonne durch die gute Lage der Häuser und insbesondere der Fenster an den Häusern weit ins Zimmer eindringen kann. Wenn die alten Landhäuser großstädtisch modernisiert werden, beginnt der Maurermeister in der Regel mit der Einsetzung größerer Fenster, womöglich mit großen Spiegelscheiben. Das Unglück besteht nicht nur in einer ästhetischen, sondern auch in einer praktischen Entwertung, weil das Gegenteil von diesen erwähnten Vorzügen eintritt: im Sommer die große Hitze und im Winter durch bedeutende Abkühlungsflächen die starke Kälte. Abgesehen von dem erwähnten Farbenunterschied finden wir in der Regel, daß die alten ländlichen Fenster nicht schmal und hoch, sondern eher breit und niedrig sind und daß sie mit einer verhältnismäßig engen mehr oder minder quadratischen Sprossenteilung versehen sind, und

dadurch die Geschlossenheit der Hauswandungen nicht zerstören, wie es im Gegenteil bei den großen, ungeteilten Fensterscheiben der Fall ist. Es ergibt sich hieraus, daß wir im Interesse einer guten Bauweise keine großstädtischen Fenster, keine Palastfenster bei unseren ländlichen Häusern anbringen sollen. Es ist natürlich ein Unterschied, ob das Landhaus für einen Stadtbewohner, oder für einen Landbewohner, der Bauersmann ist, gebaut wird. Der Stadtbewohner hat andere Bedürfnisse und andere hygienische Forderungen als der Landmann. Der Landmann liebt in der Regel die ganz kleinen Fenster und wir tun ihm Gewalt an, und gewissermaßen ein Unrecht, wenn wir ihm große Fenster aufreden. Denn die kleinen Fenster geben die Möglichkeit, kleine und niedere Räume zu schaffen, die dem Landmann, dem Feldarbeiter usw. die Möglichkeit einer Erwärmung oder Heizung mit geringem Aufwand geben und die seiner Überlieferung natürlich sind. Wir machen die Beobachtung, daß die Lüftungsfrage für den Feldarbeiter keine solche Rolle spielt wie für den städtischen Stubenmenschen. Wir finden auch, daß die Landleute, solange es die Jahreszeit irgendwie erlaubt, stets die Türen nach dem Freien zu offen haben. Sie lüften ihrem Herkommen nach durch die Tür. Anders verhält es sich mit dem Landbewohner, der aus der Stadt kommt. Von ihm können wir nicht verlangen, daß er sich mit Fenstern begnüge, durch die man kaum den Kopf zwängen kann. Wohl aber können wir von ihm verlangen, daß er auf die üblen, unmäßigen und in vieler Hinsicht ganz unpraktischen großstädtischen Fenster verzichte.

VI. Der Grundriß.

Daß wir bei der heimischen Bauweise nicht von der Fassade, sondern von tiefer liegenden Momenten ausgehen müssen, haben die erörterten Gesichtspunkte erwiesen, denen noch einige wichtige Momente anzufügen sind. Die alten guten Werke der heimischen Bauweise sind auch durch den Grundriß vorbildlich. Auf ihn müssen wir zuerst sehen, wenn wir finden wollen, durch welche innere Verhältnisse das äußere Aussehen bestimmt ist. Keinesfalls aber ist die Sache so aufzufassen, daß wir den Grundriß der alten Häuser einfach unverändert übernehmen. Für den Grundriß sind das Leben der Menschen und ihre Bedürfnisse maßgebend. Es ist ein großer Unterschied, ob wir ein Bauernhaus mit landwirtschaftlichem Betrieb anlegen, oder ein Landhaus für einen Städter, ein bescheidenes Einfamilienhaus, oder ein weitläufiges Gebäude mit vielen Wirtschaftsräumen für eine große Dienerschaft mit Schuppen und Stallungen. Aber für jedes Haus, so grundverschieden die Ansprüche und Ausdehnungen sind, kann die Beachtung der Grundrißanlage der heimischen Bauten von Vorteil sein. Von hier ist die Lehre zu holen, daß die Außenerscheinung der organische Ausdruck des inneren Gefüges ist, daß die Lage der Türen und namentlich der Fenster von diesem inneren Gefüge bestimmt ist, keinesfalls aber durch eine von außen hereingetragene schematische Schablone. Wenn auch die Lage der Fenster durch eine Notwendigkeit zuweilen wechselvoll erscheint, so ist sie dennoch von der Lage der Räume rhythmisch bestimmt, weil auch die nach höchster Zweckmäßigkeit vorgenommene Raumeinteilung, für die der Mensch das Maß ist,

naturgemäß rhythmisch sein muß. Dieser Rhythmus ergibt sonach eine freie Symmetrie, die nicht schematisch ist.

Hier ist auch der Anlaß gegeben, von der Größe und Höhe der Räume zu sprechen. Auch hierin gibt die heimische Bauweise einen Fingerzeig, der zu beachten ist. Wir finden in der Regel, daß die ländlichen Räume ungewöhnlich niedrig sind. Sie sind leicht zu erwärmen, leicht zu lüften und leicht zu belichten. Auch hierin entscheidet die Gepflogenheit und Überlieferung, die der Bewohner mitbringt. Wenn wir für den Landmann ein Haus bauen, wird er uns für sehr niedere Räume dankbar sein. Der Städter indessen bringt die Forderung höherer Räume mit. Auch für ihn ist ein Maßhalten geboten, wenn nicht durch starres Festhalten an dem Wohnungstypus der städtischen Miethäuser die Absichten der neuen ländlichen Bauweise verkürzt werden sollen.

VII. Die Lage.

Im allgemeinen wird viel zu wenig beobachtet, daß für die Form und Behaglichkeit des Hauses die Lage nach den örtlichen, klimatischen und natürlichen Verhältnissen maßgebend ist. Alte Landhäuser, daraufhin angesehen, geben uns entschieden sehr lehrreiche Aufklärungen. Vielfach ist die Dachbildung von diesen äußeren klimatischen Einflüssen bestimmt, indem es nach der Seite hin, wo der Wetteranprall am stärksten ist, tief heruntergezogen ist und das Haus bis auf den Sockel vor dem anpeitschenden Regen schützt. Wenn irgend möglich, baut man nach diesen Erfahrungen das Landhaus so, daß es mit seinen Wohnräumen nach Süden liegt, möglichst offen, um Wärme und Licht aufzunehmen. Gegen Osten

die Schlafzimmer, gegen Norden und teils gegen Westen, wenn von diesen beiden Seiten der Wetteranprall erfolgt, unter dem tiefgezogenen Dach die Nutzräume. Auch die Anlage von Terrassen, offen und geschlossenen Veranden ist nach der Wind- und Wetterrichtung zu bestimmen.

VIII. Die Pflanze als Architektur.

Hierin gibt die alte Bauweise die wertvollsten Aufschlüsse. Wir finden fast kein ansprechendes altes Haus, das nicht durch Pflanzenwuchs, der gleichsam als Architektur mitwirkt, ausgezeichnet wäre. Efeu oder Wein spinnt sich am Tor oder an den Wänden empor, anderswo ist es ein schöner Baum in unmittelbarer Nähe des Hauses mit der Hausbank, der gleichsam zum Ganzen gehört und in der Gesamterscheinung entscheidend mitwirkt. In vielen Gegenden ist es die Wandbirne, die sich flach an der Hauswand verbreitet oder es ist Wein, der eine Laube überspinnt oder es sind Schlingrosen. In jedem Falle ist die Vegetation von der Architektur nicht zu trennen und eine Vermehrung der Schönheit. Was den Garten betrifft, so finden wir gerade in den alten Bauern- und Bürgergärten die schönsten Lehren. Das Vorgärtchen und der Garten hinter dem Haus ist durchaus regelmäßig angelegt und auf die größte Raumausnützung bedacht.

IX. Einfriedungen.

Einfriedungen, Zäune, Gartenmauern gehören mit zur Architektur, ja, sie sind ein sehr wichtiger Bestandteil für die architektonische Gesamtgestaltung, wie das Studium der älteren Bauweise deutlich

zeigt. Eine gute Überlieferung lehrt, daß Zäune und Einfriedungen entweder Mauerwerk oder Holz oder eine Verbindung von beiden war, Mauerwerk weiß gestrichen und Holzverzäunungen, ebenfalls weiß oder grün, keinesfalls braun. Schöne Bäume durch einen Steinsockel einzufassen, bedeutet ihre Schönheit betonen. Daß alte Vegetationen, wie schöne Bäume, Hecken, grüne lebendige Zäune mit zu dem Wertvollsten gehören, das die Landschaft gewährt, und daher bei Neubauten auf das sorgfältigste geschont und erhalten werden müssen, gehört zwar zu den Selbstverständlichkeiten, wird aber sehr oft in der Praxis nicht beachtet.

X. Der Blick aufs Ganze.

Alte Häuser sind vorbildlich weniger durch die Fassaden, als vielmehr durch den Grundriß, durch das Material, durch die Materialbehandlung, durch die Farbe und durch das solide Bauen. Wenn das alles beachtet ist, dann bedarf es nur noch der genauen planmäßigen Feststellung dessen, was der heutige Mensch in seinem Haus braucht, um eine neue Bauweise zu erhalten, die sich als selbständiger Organismus der alten würdig anschließt. Es darf aber nicht vergessen werden, daß das einzelne Haus nicht allein dasteht, und daß der Blick nicht ausschließlich auf das einzelne Objekt gerichtet sein darf. Der Blick muß auf das Ganze gerichtet sein, so daß die Stellung der Häuser zueinander in der Straße und im Gesamtplan eine harmonische und vorteilhafte ist, daß womöglich jedes Haus eine freundliche Perspektive hat und die Straße lebensvoll und abwechslungsreich aussehe, daß sich das einzelne dem Gesamten bescheiden unterordne, und nicht ein Haus das andere

zu übertrumpfen sucht, ganz genau, wie es in der Gesellschaft gesitteter Menschen ist, wo sich die feinste Bildung durch Rücksicht und Zurückhaltung ausdrückt.

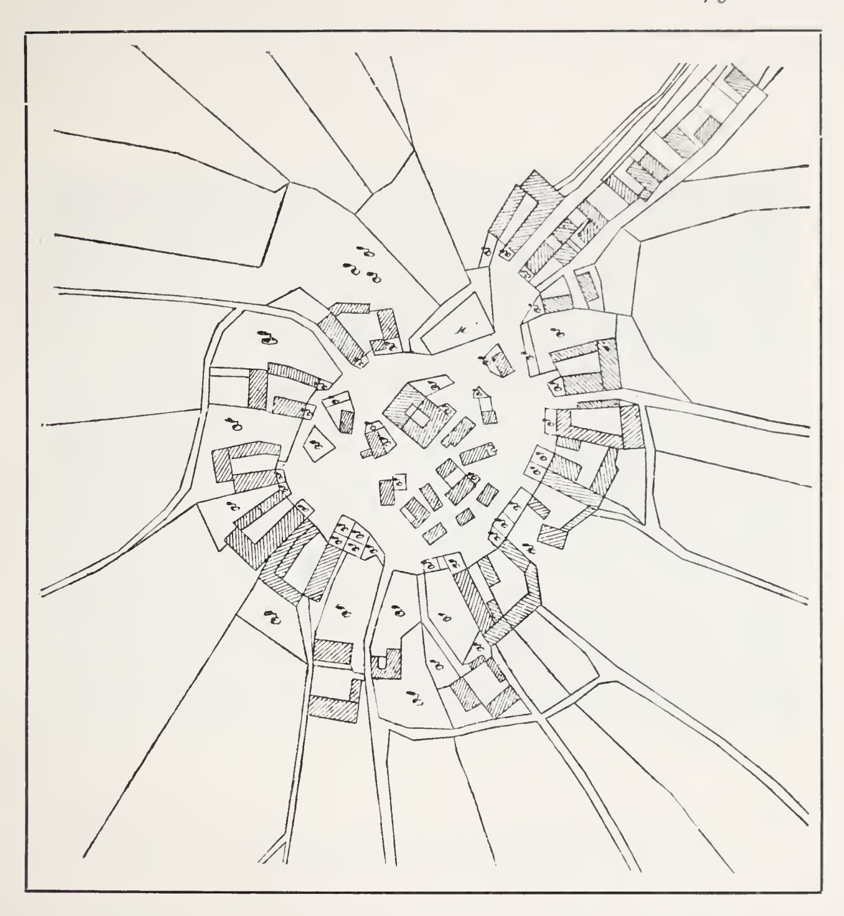
XI. Der Gesamtplan.

Das Gesamtnetz von Straßen und Plätzen, das gewöhnlich vorher bestimmt wird, stellt der sogenannte Regulierungsplan dar. Ein guter Regulierungsplan hat alle die besprochenen auf das Einzelhaus bezüglichen Rücksichten zu bedenken, um jedem das Beste zu geben und die Harmonie untereinander herzustellen. Auch hierin empfangen wir aus der Überlieferung sehr interessante und beachtenswerte Winke. Die alten Straßenlinien mit ihren Platzanlagen, die alte Trennung der Verkehrs- von den Wohnstraßen, die sich überall in mehr oder minder deutlichen Spuren ausdrückt, ist auf das sorgfältigste zu beachten und zu befolgen. Ein Bebauungsplan, der schematisch am grünen Tisch entstanden ist, kann die besten Absichten, die im Einzelbau durchgeführt werden, vereiteln. Hierin ist seitens der Gemeinde und der beteiligten Faktoren eine bedeutende künstlerische Einsicht nötig und auch eine gewisse Unvoreingenommenheit und Weitherzigkeit, die geneigt ist, individuellen Wünschen, wenn sie nicht gegen die künstlerische Logik verstoßen, in entgegenkommenster Weise gerecht zu werden.

XII. Erhaltung alter Häuser.

Auf die Erhaltung alter Häuser hat der Gemeinsinn und jede Bestrebung im Dienste des Heimatschutzes ein großes Augenmerk zu legen. Insbesondere ist dafür zu sorgen, daß alte Häuser nicht

der Verwahrlosung ausgeliefert werden. Alte Häuser, in gutem Stand gehalten, geben den Orten die beste Physiognomie. Tritt aber die Notwendigkeit eines Abbruches ein, so soll man, wenn irgendwie die Möglichkeit gegeben ist, mit demselben Material den Neuaufbau in derselben Form, wofern sie noch denselben Zwecken zu dienen hat, versuchen. In England geschieht es vielfach mit den besten Erfolgen. Man hat dabei gelernt, alles auf das sorgfältigste zu beobachten, was die alten Hausbauer vor uns auszeichnet.



Die ursprüngliche Planung gibt wichtige Fingerzeige über die Bau- und Lebensweise der Rasse, über die natürliche Straßenbildung; wertvoll für die organische Neuanlage.

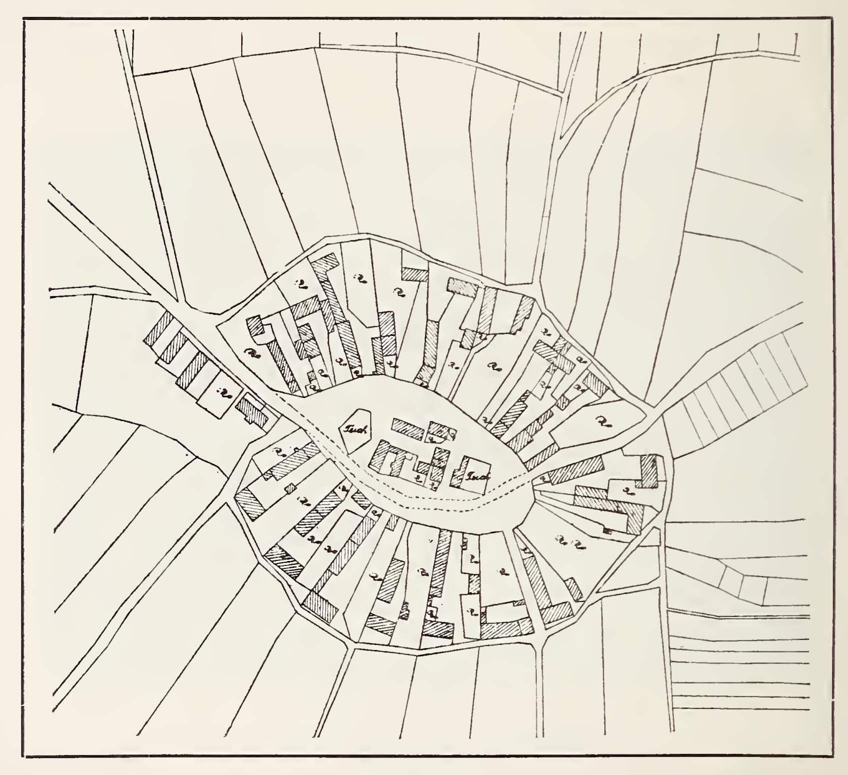


Plakattafel als Naturschändung.

Ein weiterer Beitrag zum Kapitel: Verschönerungsvereine und deren notwendige innere Reform.



Wie ein „Verschönerungsverein“ bisher gearbeitet hat.



Ringdörfer.

Alte Anlage nach künstlerischen Grundsätzen bestimmend für Neuanlagen, unbeschadet der selbstverständlichen Berücksichtigung der neuen Lebens- und Besitzverhältnisse.

Der Wert alter Bauwerke.

(Praktische Denkmalspflege.)

Das schöne alte Haus, das in einer Abbildung (Dornbirn) zu sehen ist, sollte abgebrochen werden, die einsichtsvolle Stadtverwaltung dat jedoch den im folgenden Schreiben entwickelten Gründen stattgegeben und das Gebäude erhalten.

„Es liegt ein Fall vor, der sich täglich hundertfach in allen Gegenden ereignet: interessante alte Bauwerke, denen die Stadt ihre Charakteristik dankt, müssen fallen, nicht weil sie baufällig sind, sondern weil ein banales Interesse vorliegt, ein Regulierungsplan, Großstadtsucht oder irgend eine sonstige Spekulationsidee.

Wenn schon keine andre Rücksicht gelten soll, als die materielle Rücksicht auf den Gewinn, so soll doch auch hierin das Rechte getan werden. Und das Rechte wäre auch in diesem Hinblick die Erhaltung solcher charakteristischer Bauwerke, weil sie es sind, die einer Stadt oder einem Land Anziehungskraft geben und den guten Ruf, daß es noch was originelles zu sehen gibt, für alle, die sich von der Öde und Langweile der gleichartigen internationalen Stadtphysiognomien erholen wollen.

Wenn nun einmal die Erkenntnis aufgedämmert ist, daß ein solches altes Werk noch immer ein lebendiger Wert ist, dann kommt wohl auch nach und nach das ungleich wichtigere Verständnis für die Gründe, warum solch ein altes, verwittertes Bau-

werk anziehender und bedeutsamer ist als alles, was der Reißbrettl-Architekt an dessen Stelle zu setzen vermeinte — und wenn das einmal erkannt ist, dann ist für die weitere bauliche Stadtpflege das Beste zu hoffen. Nicht, daß man derartige Bauten kopieren sollte — wenn diese Gefahr vorläge, wäre es besser, sie ruhig dem Verfall und dem Vandalismus zu überlassen.

Kein vernünftiger Mensch würde eine stilgerechte Wiederholung dessen fordern, was die Menschen vor Jahrhunderten unter gänzlich anderen Verhältnissen schufen. Aber was damals den Menschen heilig war, das Material und der Zweck, und die organische Beziehung zum menschlichen Dasein, so sie der alte Baumeister und der Künstler überhaupt unbeirrt von der Schablone herstellt, das kann man an einem alten Bauwerk, als einem lebendigen Beispiel immer ersehen und zum Mittelpunkt der eigenen, gegenwärtigen Bestrebungen machen. Der rechte Baumeister kann an diesen Werken den rechten Geist lernen, der ihn erfüllen muß, so wie er alle Künstler erfüllt hat, die in wahrer Liebe zur Menschheit für den Fortschritt der Menschlichkeit, der auch an solchen praktischen Dingen hängt, geschaffen haben. Das Neuschaffen möge sich, wenn es von diesem Gedanken ausgeht, selbständig und wahrhaft modern bestätigen und es wird nicht fehlgreifen können. Es wird sich aber auch nicht an den alten Gütern vergreifen, sie weder nachahmen noch zerstören, sondern an den Reliquien noch immer den Geist der Menschlichkeit verehren, der in diesen Dingen lebt und dem Neuschaffen nicht mangeln soll. Das Neuschaffen wirke nicht auf Kosten des Alten; es lasse das Alte bestehen, und betätige sich in neuen Bezirken und betrachte es auf seine Art zu so

guten oder besseren Lösungen zu bringen, wie die alte Zeit. Wenn auch das alte Bauwerk nicht mehr bewohnbar sein sollte, so ist es immerhin in brauchbaren Stand zu setzen, um als Museum weiter zu dienen und vor allem als Vermächtnis früherer Geschlechter und als Prüfstein für das Neue, das von daher den Ansporn empfangen müßte, seinerseits auf unmittelbarste und zeitgemäßeste Art das Beste zu tun, um neben dem Alten in Ehren zu bestehen. Eine Stadt, die diesen Geist pflegt und ihr jahrhundertelanges Wachstum und ihre kulturelle Entwicklung in den Wohnungen und sonstigen Bauwerken als eine lapidare Chronik aufrollt, muß eine wahrhaft schöne Stadt sein, die man gern besucht und in gutem Andenken behält, wie ein Bild, in dem viel gute reichliche Menschlichkeit vieler Geschlechter in allen Abstufungen auf einmal sichtbar wird und alles, was in langer Vergangenheit nacheinander erfolgt, in unmittelbarer Gegenwart nebeneinander steht. Die Stadtverwaltung und Bürgerschaft legt in ihrem eigenen Interesse Wert darauf, daß die Stadt schön sei und daß zu diesem Zweck der Geist gepflegt werde, von dem die Rede war. Man wird es daher nicht zugeben, daß ein solches ehrwürdiges Gebäude abgebrochen werde und man wird sicherlich alles tun, es zu erhalten, sobald die Sache zur allgemeinen Kenntnis gebracht ist. Das ist hiermit geschehen und es ist zu erhoffen, daß die Erhaltung des alten Baues, so es auf Beschluß der Stadt und durch Einsetzung eines Komitees mit großem Anhang in der Bürgerschaft als gesichert hingestellt werden kann."

In einer Reihe von Städten ist es gelungen, durch ähnliche Eingaben und Aufforderungen bedrohte Bauwerke zu erhalten, bei

Neuherstellungen Regulierungen, Änderungen, Bebauungsplänen, Restaurierungen usw. Schlimmes zu verhüten, und eine künstlerische Behandlung der einschlägigen Fragen unter Hinzuziehung geeigneter Kräfte durchzusetzen.

So geschah es u. a. auch in Salzburg, um ein Beispiel von den vielen zu nennen.

In Salzburg ging man mit dem Plan um, neben dem Mirabellschloß ein neues Kurhaus mit Hotel im „Mirabellstil" zu errichten, ein Riesengebäude, das auf das Schloß drückend wirken und dem zuliebe sich der alte Bau einige Verstümmelungen gefallen lassen müßte, wie die Niederlegung der Seitenflügel, die der alte Baukünstler als Ausklang des mächtigen Mittelbaues für notwendig hielt. Ja, die Stadtbehörde war bereits, ohne sich künstlerisch beraten zu lassen, kurzerhand mit einer Baufirma in Unterhandlung getreten. Die Gefahr ist nun allerdings abgewendet worden. Es ist gelungen, die öffentliche Meinung gegen dieses Vorhaben zu mobilisieren und die Stadtbehörde hat sich unter ihrem Druck genötigt gesehen, die Verhandlungen mit der Baufirma abzubrechen. Es ist aber noch durchaus ungewiß, ob nunmehr der rechte Weg betreten wird. Ein Überblick über die schlechte Architekturmacherei der letzten Jahrzehnte, unter der diese Stadt auf das schwerste gelitten hat, sollte die Stadtväter etwas vorsichtiger machen. Es ist ein Beispiel, das für viele gilt und eine Witzigung für alle enthält.

Neue Häuserviertel- und Cottageanlagen sind erstanden, die mit ihrem Fassadenaufputz als üble Beispiele der großstädtischen Häuserfabrikation dem charaktervollen Stadtganzen Hohn sprechen. Man

braucht nur den alten Verkehrsweg, die Linzerstraße entlang zu gehen, um den furchtbaren Kontrast wahrzunehmen, der zwischen den charakteristischen alten Stadtteilen und der neuen Verlängerung, die trotz der Verbreiterung unsäglich öde ist, besteht. Die neuen Häuser im Bahnhofviertel, die Villen an der Salzach sind fast durchwegs Belege für diesen erschreckenden Niedergang. Alte Baudenkmäler, wie kürzlich das Linzertor, wurden unbekümmert um die Forderungen eines künstlerisch denkenden Teiles der Bevölkerung niedergelegt, und jüngst wurde der herrliche Stadtblick ins Nonntal, bezeichnender Weise Salzburger Meran genannt, durch das riesige, kistenförmige neue Justizgebäude einfach vermauert. Dieses Bauunglück, das die Zerstörung eines der malerischesten Bilder Alt-Salzburgs zur Folge hatte, hätte sich ganz leicht vermeiden lassen. Man hätte dort nicht kastenartig, sondern wie beim Münchener Nationalmuseum, an entscheidenden Punkten einstöckig, an anderen Punkten entsprechend höher, kurz mit Rücksicht auf die Silhouettenwirkung unter Freihaltung der berühmten landschaftlichen Ausblicke bauen müssen. So ist ja auch der früher in Salzburg tätige, jetzt in Karlsbad als Stadtbaudirektor wirkende Architekt D r o b n y verfahren, indem er die von ihm erbaute Staatsgewerbeschule durch Höhen- und Tiefengruppierung, durch eine schmiegsam bewegte Silhouette dem alten Stadtbild einfügte, und derart eine erhebliche Störung vermied. So blieb über dem rechten Flügel, der sich lang und niedrig hinzieht, der Blick auf den überragenden Dom frei, und von rechts gesehen, hält der linke Flügel, ebenfalls niedrig gehalten, die Aussicht auf die Kajetanskirche und deren Sakristeiturm offen. Aber dieses

Justizgebäude, ein dreistöckiger, sperriger Kasten, schiefergedeckt mit den bekannten Kuppeln, die dem Maurermeister überall aushelfen, reckt sich in seiner Lieblichkeit unbarmherzig, gnadenlos und unversöhnlich auf: es wird stets eine Schmach für jedes feiner empfindende Auge bleiben. Was haben die schematisch durchgeführten Regulierungen nicht schon für Opfer gekostet, die einfach unersetzlich sind! So hat die Rudolfsquai-Regulierung einer prächtigen alten Allee das Leben gekostet, sowie einigen höchst malerischen Partien am alten Hellbrunner Bache. Es ist gar nicht möglich, alle Bausünden der jüngeren Zeit aufzuzählen. Wann wird man endlich durch den Schaden klug?

Es gibt freilich eine Menge neuer und interessanter Bauaufgaben, die, künstlerisch behandelt, für die Zukunft vorbildlich wirken können. Namentlich im Rücken des Mirabellgartens, wo sich der Stadtpark anschließt und gegen die Bahnhofstraße hin, löst sich alles in Verwilderung und Formlosigkeit auf. Der Stadtpark endet an der Verkehrsstraße, nein, er endet eigentlich hier nicht, er verläuft hier. Da überdies dieses Stadtviertel, das sich in der Nähe des Bahnhofes gebildet hat, ohne Leben ist, so ist das Streben der Kommunalverwaltung zu begreifen, wenn sie auch dort ein intensiveres Stadtleben entwickeln will. Sie übersieht aber, daß gerade in dem neuen Bahnhofviertel die häßlichsten, neumodischen Zinshäuser stehen, und daß sie nicht dazu beitragen, hierher zu locken oder festzuhalten. Um so mehr sollte man ein bestehendes, schönes, oder immerhin denkwürdiges Bauwerk, wie das Mirabellschloß unangetastet lassen, und im übrigen dafür sorgen, daß beim Neuschaffen künstlerische Momente wieder stärker mitsprechen als

bisher. So ist ein ganz diskutabler Plan aufgetaucht, von dem einen Seitenflügel des Mirabellschlosses bis zur Badeanstalt eine Kolonnade mit schönen Schauläden anzureihen, und den beabsichtigten Neubau des Kurhauses mit Riesenhotel abseits in die Seitengasse zu schieben, wo er die Wirkung nicht mehr beeinträchtigen wird, wenn überhaupt ein Riesenbau mit übermäßiger Höhenentwicklung notwendig ist. Karlsbad hat jüngst mit einem solchen Kolonnadenbau ein anregendes Beispiel gegeben, indem es die Sache durch ein von D r o b n y glänzend redigiertes Preisausschreiben erledigte. Aber auch Karlsbad bietet neben der Lehre eine kleine Mahnung: das heutige Übermaß an „Monumentalität", darin sich unsere Architekten gar nicht genug tun können, ist von Übel. Schlichtheit in der Erscheinung und verständige Unterordnung in die Gesamtidee, darauf kommt es weitaus in den meisten Fällen an. Aber die Bescheidung als Ausdruck echter Vornehmheit scheint heutzutage, zu dem Allerseltensten und Schwierigsten zu gehören.

Die Kolonnade wird schön, wenn sie in gute Hände kommt, sonst wird sie schlimm. Wir haben an die Stadt die Frage gerichtet, warum sie nicht den Weg der künstlerischen Preisausschreibung betritt, und sich von vornherein anerkannter Künstler als Juroren, versichert, wie T h e o d o r F i s c h e r, G a b r i e l v o n S e i d l, S c h u l t z e - N a u m b u r g, H e r m a n n M u t h e s i u s, F. O h m a n n und als Kenner Salzburgs D r o b n y. Wird die Stadtverwaltung dem Rat folgen? Sie hat nun allerdings eine künstlerische Kommission eingesetzt, und somit ist viel erreicht. Trotzdem droht dem berühmten St. Petersfriedhof die Gefahr, um einen Teil verkürzt zu werden, weil man just dort einen Tunnelbau durch

den Mönchsberg anlegen wollte. Aber diese Absicht wurde durch die Wachsamkeit der verständigen und künstlerisch empfindenden Kreise und Berater vereitelt. Zugleich aber will man wieder des Guten zu viel tun und das alte Linzertor neu aufbauen. Hat das Sinn? Es ist gut, wieder eine Warnungstafel aufzustellen. Es gibt wenige Städte, bei denen ein so köstliches Erbe an Schönheit zu verwalten ist, wie bei dieser. Zieht aber nicht bald eine andere Baupolitik ins Rathaus ein, so werden die alten Schönheiten bald von Häßlichkeiten umsponnen und überwuchert sein. Und wenn die Mehrheit der Salzburger Bürger selbst gleichgültig dagegen wäre, liegt ihnen denn nicht wenigstens als Bewohner der Fremdenstadt Salzburg an ihrem Rufe?

Ein andermal handelte es sich um die Pferdeschwemmen in Salzburg. Jeder kennt sie, der die alte Bischofsstadt je gesehen. Wir können uns daher kurz fassen. Jeder Stein ist dort Chronik. Und unantastbares Vermächtnis, wie sehr auch gewaltige Zeiten daran gesündigt haben mochten. Ein unvergleichliches Bild: die rauhe Hohenfeste und am Fuß des Burgfelsens ein Denkmal höfischer Kunst, die sogenannte Kapitelschwemme in weißem Marmor der Fontana Trevi in Rom nachgebildet. Ein hoher Fronton von jonischen Säulen getragen, die Gestalt Neptuns auf einem Hippokampen, gewaltige Tritonen, breite Kaskaden und Wasserstrahlen, die in das Bassin herunterrauschen.

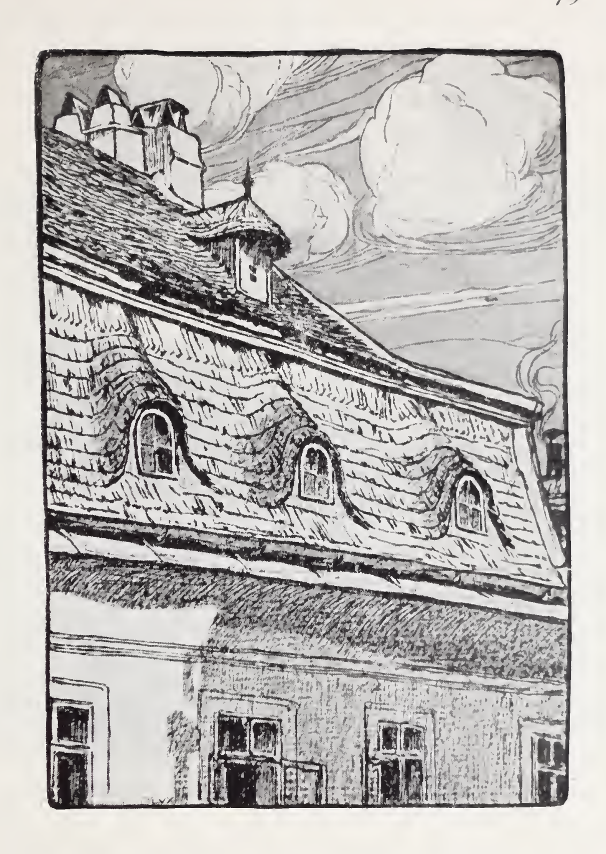
Die andere Pferdeschwemme am Sigmundsplatz, dicht an der Mönchswand trägt in den in Felder eingeteilten Hintergrund heute noch sichtbare Spuren von Freskomalereien. Unbehütet sind sie unter dem Einfluß der Witterung ganz verblaßt und die Barbarei



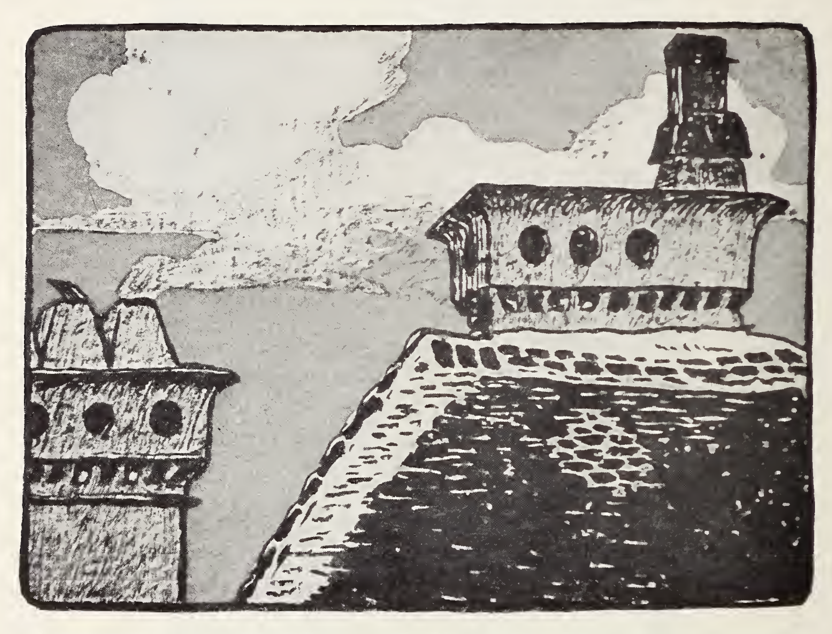
Der Schornstein ist die Zierde alter Häuser.



Der Stimmungsreiz dieser alten Gebilde entspringt keiner sentimentalen Absicht, die verstimmend wirken müßte; er ist vielmehr das unwillkürliche Ergebnis der guten handwerklichen und daher von aller Menschlichkeit durchsättigten Arbeit.



Die kühne Silhouette von Dach und Schornstein ist für den monumentalen Charakter der alten Häuser bedeutsam.



Was ist der Schornstein der neuen Miethäuser gegen diese phantasiereichen alten Formen? Ein temperamentloser Geselle, ein Produkt der langweiligen schematischen Allesgleichmacherei.

späterer Zeiten hat das ihrige dazu beigetragen, das Zerstörungswerk fortzusetzen. Als aus dem herrlichen Marstalle eine Kaserne wurde, baute man hinter die Freskenwand eine Militärbackstube und brach durch die Freskenfelder kleine vergitterte Magazinsfenster durch. In Salzburg, wo die Steine reden, gehört auch jene Gewalttat zur lapidaren Kulturchronik. Heute besinnt man sich eines Besseren. Man will retten, was zu retten ist. Man will aber nicht nur dies, sondern viel mehr tun. Man will wieder gut machen, was die Barbarei der jüngsten Vergangenheit verbrochen. Hier liegt eine eminente künstlerische Gefahr, eine Art zweite Zerstörung, durch ein Zuviel des Guten. Eine Aktion hat sich in Salzburg gebildet, die das Verdienst besitzt, auf die Ehrwürdigkeit der alten Freskenspuren hinzuweisen: aber sie tritt mit einem Rekonstruierungsplan hervor und macht den Vorschlag, die alten Fresken in Mosaik wieder herzustellen. Von anderer Seite verlautet, man gehe mit der Absicht um, die alten Bilder in Freskomalerei neu herstellen zu lassen. Angeblich sollen die ursprünglichen Zeichnungen für die alten Fresken aufgefunden worden sein, die als Vorlage für die beabsichtigte Nachahmung benützt werden sollen. Das wäre schlimmer, als der militärische Utilitarismus, der die Fenster durchbrach, roher als alle mutwilligen oder boshaften Beschädigungen, unter denen die Wandmalereien gelitten haben, unbarmherziger als die Unbilden des nordalpinen Klimas, das die Fresken erblassen machte, — das wäre, kurz gesagt, die endgültige Vernichtung. Alle menschlichen und außermenschlichen Gewalten haben es bisher nicht vermocht, das verblichene Bild gänzlich zu verwischen, das der aufmerksame, kunstfreundliche Beschauer im Geiste leicht

ergänzen konnte, in dem Bewußsein, ein, wenn auch nur teilweise vorhandenes Originalwerk vor sich zu haben. Auch das ist eine wichtige Angelegenheit des Heimatschutzes, daß der gegenwärtige Bestand von Kunstdenkmälern erhalten und bleibe durch keinerlei Zutaten in seiner Echtheit und Wertbarkeit beeinträchtigt werde. Die Erhaltung des Bestehenden ändert nichts an dem Kunstwert, so weit er noch vorhanden, sie hält nur den Fortgang der Zerstörung auf. Auch das Fehlende ist Geschichte. Die Rekonstruktion oder Wiederherstellung, die hier beabsichtigt ist, setzt an Stelle eines verwitterten, schicksalsreichen, echten Kunstwerkes, an dem niemand teilnahmslos vorübergeht, eine Nachahmung, die jedes Gefühls- oder Geschichtswertes und fast auch immer jedes Kunstwertes entbehrt. Nur mehr eine verschimmerte Spur der alten Malerei ist vorhanden, eine leise Andeutung des einstigen Bildes. Aber dieser Hauch ist als künstlerisches und historisches Denkmal mehr Wert, als jede sklavische Kopie, die man an seiner Stelle setzen will. Diese verblaßte Spur setzt uns in Berührung mit dem Werk einer vorväterlichen Zeit, wie eine Geisterhand, die aus der Mauer hervorwächst. Diese Spur ist kostbar und durch nichts zu ersetzen. Wenn wir sie austilgen, ist sie unwiederbringlich verloren, und keine noch so künstlerische Nachahmung kann uns das Alte, wie schwach und hinfällig es auch geworden sei, wiedergeben. Es heißt, daß man auf der Suche sei, nach einem besonders tüchtigen Künstler, dem man diesen Auftrag anvertrauen kann. Ich behaupte, daß sich dieser Künstler nicht finden wird. Denn für einen wirklichen Künstler ist es eine ganz schmähliche Zumutung, nach einer gegebenen Vorlage, eine sklavisch genaue Kopie anzufertigen und diese Kopie

an Stelle der kostbaren Überreste eines Originalwerkes zu setzen. Man wird mir entgegnen, daß die vorhandenen Spuren bereits so schwach und für die meisten unkenntlich sind, daß sie als gar nicht mehr vorhanden betrachtet werden können. Angenommen, sie wären wirklich gar nicht mehr vorhanden, so wäre es für einen Künstler nicht weniger unwürdig, die Kopie einer nicht mehr vorhandenen Sache hinzuzusetzen, anstatt in den leer gewordenen Feldern ein wirkliches Kunstwerk, d. h. eine neue Schöpfung anzubringen. Aber davon sind wir noch sehr weit. So lange noch Spuren von dem ursprünglichen Werk vorhanden sind, müssen sie sorgfältig und unverändert erhalten bleiben. Daß an der Pferdeschwemme noch bedeutende Spuren vorhanden sind, geht aus dem Umstande hervor, daß die Wiederhersteller angeben, sich genau an die gegebene Umrißlinie zu halten. Man stützt sich allerdings auch auf vorhandene ältere Zeichnungen. Aber was sind diese Zeichnungen? Abbildungen aus früherer Zeit, die keineswegs von dem Meister dieser Freskenbilder herrühren und daher nicht authentische Vorlagen sind. Und selbst, wenn sie es wären, würden sie den Standpunkt, der alten Kunstwerken gegenüber einzunehmen ist, nicht verrücken können. Wann werden endlich die Hüter der ererbten künstlerischen und sonstigen Schönheiten des Landes sich zu jenen aufgeklärten Grundsätzen bekennen, die in England die schier lächerliche Streitfrage, „ob Erhaltung, ob Wiederherstellung", längst befriedigend gelöst haben? Zu Nutz und Frommen der guten Sache, sei an die in der „Hohen Warte" veröffentlichten ausgezeichneten Bestimmungen mitgeteilt, welche die englische „Gesellschaft zur Erhaltung der alten Kunstmäler aufgestellt hat,

und die der Öffentlichkeit, die der Hüter dieses ererbten Schatzes sein soll, geläufig werden müßten. Aus diesen Bestimmungen nehmen wir einige Bemerkungen vorweg, die auf unseren Salzburger Fall Bezug haben.

„Es soll niemals der Versuch gemacht werden, fehlende Teile einer alten Malerei zu ersetzen, weil solche Ergänzungen den Wert der ursprünglichen, noch vorhandenen Teile vermindern. Unter keinen Umständen erlaubten die Sachverständigen der National Gallery die Wiederherstellung von Bildern und jede Malerei, die die Spuren einer solchen Wiederherstellung trägt, wird infolgedessen als minderwertig betrachtet. Jeder Versuch, Malereien durch Überdeckung mit Firnis oder ähnlichen Mitteln zu erhalten, bringt die Gefahr, daß sich die Malerei abblättert, infolge der Gase, welche der Firnis oder ein ähnliches Mittel in den Mauern erzeugt. Das ist in vielen Fällen vorgekommen. Wenn die Wandmalerei in Staub zu zerfallen droht, ist es notwendig, daß irgend ein Fixiermittel in der Art des Zerstäubens angewendet wird. Solche Malereien müssen mit einer leichten und warmen Lösung von Leim bespritzt und dieser Vorgang so oft wiederholt werden, bis die losen Farbenteilchen wieder festhaften und der Grund konsolidiert ist. Ein wirksames Mittel wird aus dem besten hellen frischen Leim hergestellt, der mit Weingeist bis zur gänzlichen Dünnflüssigkeit aufgelöst ist. Wenn es angeht, ohne das Gemälde zu beschädigen, so soll vorher der ganz lose Staub, der das Gemälde etwa bedeckt, weggeblasen werden. Das kann mittels eines Blasebalges geschehen. In Fällen, wo die Mauern vollkommen trocken und frei von löslichen Salzen sind, kann auch ein anderes Präparat ange-

wendet werden, das zusammengesetzt ist aus Toluol, Ceresin und Windsor und Newtons Bilder-Kopalfirnis. Dieses Mittel ist ebenfalls als warme Bestäubung anzuwenden. Diese Flüssigkeit, welche ganz hell sein soll, ist der einzig mögliche Firnis, der zur Erhaltung der Wandmalerei zulässig ist. Keinesfalls soll jemand zu Behandlung der Wandmalerei zugelassen werden, der nicht vorher Erfahrungen in dieser Sache erworben oder der nicht unter der Leitung eines Mannes arbeitet, der diese Erfahrungen besitzt.

Was die Bloslegung von übertünchten Fresken angeht, so soll es nur jemand unternehmen, der in außerordentlichem Grade mit der Sache vertraut ist. Gewöhnlich wird die Tünche mit abgerundeten Spachteln aus Bein, Elfenbein oder, wenn erforderlich, auch aus Stahl abgeschabt. Dabei kann durch stellenweises Befeuchten nachgeholfen werden, ja sogar durch Ankleben von Streifen dünnen Kalikos, der nach dem Trockenwerden vorsichtig abgezogen wird. Vorsichtiges und leichtes Klopfen mit einem runden Schlägel hat sich manchmal erfolgreich bewiesen. Wenn die Tünche sehr viel Widerstand leistet, ist es besser, sie zu belassen, als zu riskieren, daß sich Tünche und Freskomalerei zugleich ablösen."

So weit die englische Gesellschaft zur Erhaltung der alten Bau- und Kunstwerke.

Naturfreude und Naturentstellung. Aussichtstürme.

Das Bedürfnis der Neuzeit auf das Land hinaus zu gehen, in die Einsamkeit, Berge zu besteigen, Höhenluft zu atmen, Tage oder Wochenlang in grüner oder in felsiger Entrücktheit zu verharren, hat eine Anzahl neuer Bauorganismen nötig gemacht. Aber wie es scheint, hat die Kraft, solche Bauorganismen zu schaffen, ohne das harmonische Bild der Natur zu zerstören, nicht gereicht. Wir haben wohl herausgefunden, wie der Schuh und die sonstige touristische Bekleidung mit allen möglichen Ausrüstungsgegenständen beschaffen sein muß, um der Natur der Aufgabe gerecht zu werden. Aber es scheint noch nicht allgemein herausgefunden, inwiefern die Höhensinn-Organismen der Natur gerecht werden müssen, die Alpenhotels, die Weganlagen, die Aussichtswarten und ähnlicher Vorkehrungen, durch die sich die Züge der heutigen Menschheit in das Antlitz der Natur, soweit es unberührt vom städtischen Einfluß vorgefunden wird, eingraben. Auch die Schönheit gehört zum Notwendigen und Zweckmäßigen, nicht die Schönheit als Schmuck, sondern als schlichter harmonischer Ausdruck, der mit dem Material und der sonstigen Eigenart einer gewissen Gegend übereinstimmt. Ich will zunächst von den Aussichtswarten,

die ich in der deutschen Bergwelt gefunden habe, und davon ich 6 Beispiele vorlege, sprechen. Die oberen 3 sind gute Beispiele, die diesen Forderungen ziemlich entsprechen, namentlich die steinernen Warten, die aus dem dortigen Gestein errichtet sind und als gutes Mauerwerk auf die dem Material innewohnende monumentale Art das Sachliche ohne Nebenabsichten anstreben. Die mit Holz verschalte Warte, einem Leuchtturm nicht unähnlich, ist ebenfalls eine zumindest durch große Schlichtheit und Zweckmäßigkeit ausgezeichnete Erscheinung. Das Stiegenwerk befindet sich im Inneren von Zugwinden geschützt und führt zur rings ausschauenden Fensterbekrönung empor. Es ist der richtige Aussichtsturm, wie er sich aus einer, das Wesentliche ergreifenden Auffassung ergibt. Das gemeinsame Merkmal dieser drei Aussichtswarten besteht in einer sachlichen durch einen Zweck und das Material bedingten Form, die so viel sachliches Formgefühl verrät, um der Gegend nicht Abbruch zu tun. Ganz anders verhält es sich mit den 3 Gegenbeispielen. Die erste Aussichtswarte in Burgenform ist der augenscheinlichste Mißbrauch fremder und schlechtverstandener Architekturformen, das Ergebnis einer, nach Vorlagen arbeitenden, geringen Intelligenz, die sich an die Architekturphrase hält, und niemals die Aufgabe, sondern in erster Linie die nach möglichst viel aussehende Schablone ins Auge fast. Die anderen beiden Beispiele, der in der Bergwelt häufig vorkommenden Eisenkonstruktionen bezeugen, die bei den Ingenieuren und Bautechnikern leider allgemein beobachtete Unfähigkeit, eine Konstruktionsform auf die organische formale Beziehung zur Nachbarschaft hin anzusehen, eine Unfähigkeit, die im allge-

meinen als der herrschende Mangel eines instinktiven Schönheitsgefühls bezeichnet werden kann, in ihr zeigt sich auch, welch ein unmonumentales Material die bloße Eisenkonstruktion ist. Zu ihren Gunsten spricht nicht einmal die Billigkeit, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, denn Eisen unterliegt mehr als jedes andere Material der Zerstörung durch atmosphärische Einflüsse und die Kosten des Anstriches zum Schutz gegen Rost übersteigen mit der Zeit die Herstellungskosten um vieles höher, als wenn gleich von vornherein das beste und zweckmäßigste Material in anständigster Arbeit aufgewendet worden wäre. Wir bringen die Sache nicht vor, weil zufällig 3 schlechte Beispiele den 3 guten gegenüberstehen, sondern weil in Wahrheit auf 3 gute Beispiele 100 schlechte kommen und weil es schließlich zur Sache der Naturfreude gehört, daß nicht nur die Natur schön und edel sei, sondern daß auch das Menschenwerk der Natur entspreche. Auch die Naturschönheit ist zu einem erheblichen Teil von der Schönheit des Menschenwerkes mitbestimmt. Was soll nun geschehen? Arbeitet der Ingenieur allein, so ist das Ergebnis in der Regel nüchtern, langweilig, häßlich, kompositionslos und neben der umliegenden Schönheit ein Greuel. Arbeitet der Architekt, so wird er nach seiner heutigen Durchschnittsbildung das Hauptgewicht auf das Ornamentale legen, wie eines der untenstehenden Gegenbeispiele besagt. Auch das ist natürlich von Übel. Sollen die Touristenvereine Preisausschreiben veranstalten, für Idealentwürfe und derart Mustersammlungen veranlassen? Das geht natürlich noch weniger, weil solche Vorlagenwerke stets verkehrt angewendet werden und die Aufgabe immer aus der Besonderheit der Umstände gelöst werden muß. Es kommt





Aussichtswarten, gut und schlecht.

Eine schlichte Steinbauform, die bis zu einem gewissen Grad monumental wirkt, im Gegenüber von einem zwar technisch konstruktiven, aber völlig unorganischen und unmonumentalen Eisengerüste; unorganisch und unmonumental im Sinne des menschlichen Schönheitsbegriffes, der nach Harmonie und Rhythmus der Proportionen strebt und am reinsten in der schlichtesten Form ausgeprägt ist.





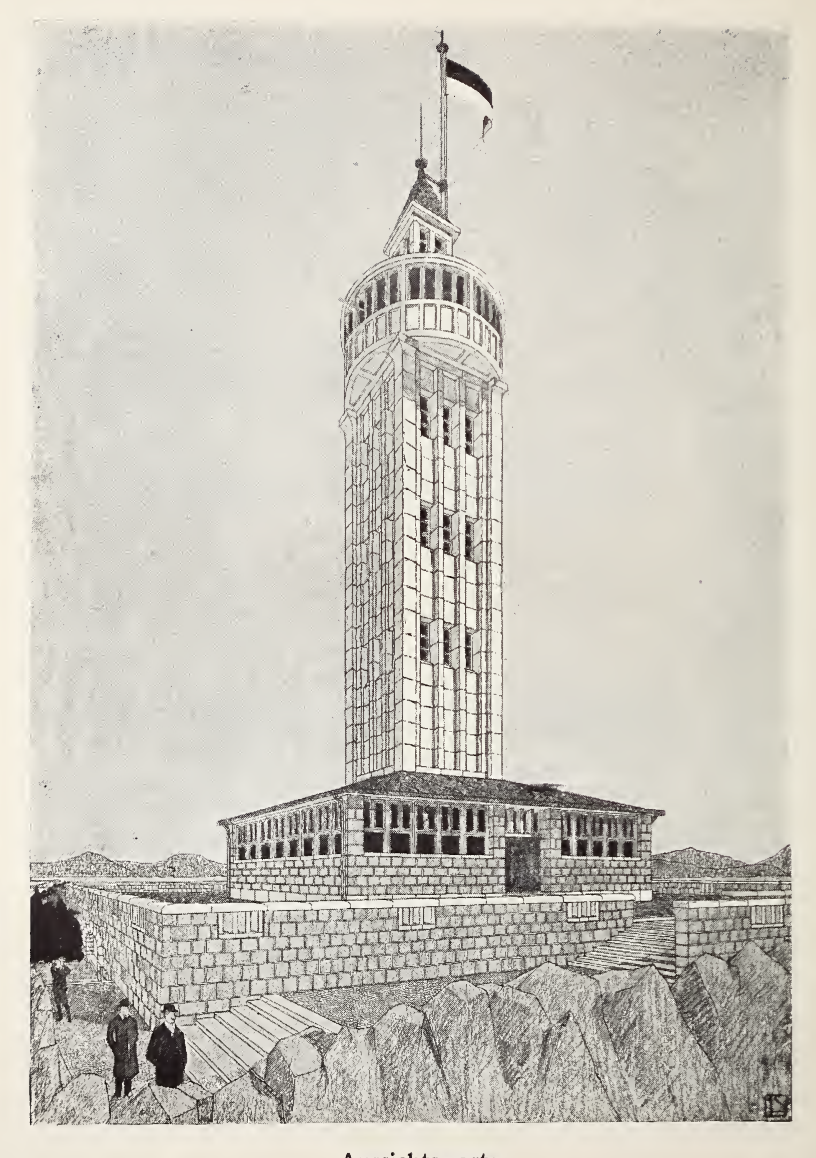
Aussichtswarten, gut und schlecht.

Eine sachliche Form, die eine gewisse Großzügigkeit ausdrückt, und eine andere Form, die mit einem Allerlei von Architekturmotiven durchaus den Eindruck des Kleinlichen, Gezierten und Sinnstörenden hervorruft.





Aussichtswarten gut und schlecht.
Eine Holzwarte, bei aller Nüchternheit immerhin ansprechend im Vergleich mit dem häßlichen Aufbau des nackten Eisengerüstes.



Aussichtswarte.

Versuch einer sachlichen Lösung. (Entw. H. Stubner.)

heute alles auf den seltenen Zufall an, für die rechte Aufgabe den rechten Mann zu finden. Es bleibt vorderhand kein anderes Mittel, als von Fall zu Fall durch Vergleiche dieser Art den Schönheitssinn empfänglich zu machen, wenn wir hoffen wollen, daß der Architektursinn, d. h. der Blick aufs Ganze wieder zum Gemeingut werde und daß in dieser wie in vielen anderen Beziehungen der moderne Höhensinn Gewalt über die Seelen erlangt. Wer in die Natur geht, muß sich daran gewöhnen, alles mit anzusehen, was in ihr zu finden ist, auch das Menschenwerk und die Beziehungen des Einzelnen zum Gesamtbild; er wird dann finden, daß kaum eine Grenze zu ziehen ist, wo das Menschenwerk aufhört und die reine Natur anfängt. Naturempfinden ist Schönheitsempfinden; wie gering muß dieses sein, da es in fast jedem Ernstfalle vor dem Menschenwerk versagt.

Baumpredigt.

Wohin würden wir kommen, wenn das gnadenvolle Bild schöner alter Bäume aus der deutschen Landschaft schwinden würde? Aus der Nähe des Hauses, von der Landstraße, den Feldrainen, den Bächen und Flüssen, den Wassergräben und -Quellen, den Hügeln und Ebenen, wo sie, wie die Hand Gottes aus der Erde gewachsen, einen Reichtum von Fruchtbarkeit und Schönheit darreichen? Wie tief müßten wir in Armut versinken, wenn wir diese Hand Gottes verschmähten und uns immer mehr gewöhnten, den edlen Baumbestand nach dem industriellen Maßstab als so und soviel Meter Holz abzuschätzen und so lange niederzuschlagen, bis wir tatsächlich Mangel an diesem Gute empfinden? Wie arm ist die deutsche Landschaft doch schon geworden, seit den Tagen Moritz v. Schwinds und Ludwig Richters. Aber um wieviel ärmer ist unser Empfindungsleben geworden, seitdem es aufgehört hat, die mystische Weihe lieber schöner Bäume zu erfassen! Ein Lebenswert ist in jedem Baum, der reich und mannigfaltig ist, wie eine ganze große Welt. Als Sinnbild der Wohnlichkeit ist der einzelne Baum in der Nähe des Hauses, wie die Linde, die Heimat der Finken, Ammern und Schwarzkehlchen und anderen Getiers, die Zuflucht schöner Menschlichkeit, die Kultstätte unseres Ahnen von Unend-

lichkeit und Göttlichkeit. Wo hätte es in deutschen Landen eine Linde gegeben, unter der nicht eine Ruhebank stand oder ein Bild der Andacht und der seelischen Zuflucht? Für die Heutigen ist diese Baumkunde fast zur Legende geworden, eine Märchenstimme, die aus brunnentiefer Vergangenheit emporklingt und auf den Lippen eines Kindes erstirbt: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum . . . . ." Für wen sind schöne Bäume noch ein Erlebnis, ein Gefühl? Das Mysterium des Göttlichen wohnt in schönen, hohen Bäumen, wie in der Weltesche Wodans, im Heiligtum des Herakles, in der Tanne der Nornen, in den heiligen Bäumen, wo der fromme Glaube seine Bildzeichen anheftet und wie in den ältesten Zeiten in heiligen Hainen den Gottesdienst vollzieht. Jeder Baum ist heilig. Die Stimme Gottes ist in ihren belaubten Kronen durch sie empfängt die Natur eine Sprache, die Wohllaut ist und Musik. Das Wehen des Windes wird zum Rhythmus und tönt wie Harfenklang oder Orgelton, wenn er durch die Wipfel streicht. Und selbst das Schweigen ist mächtig und ergreifend, wenn kein Blatt atmet, und es ist trotzdem lebendig und voll von Geheimnissen. Die Macht dieser Geheimnisse ist so groß, daß viele Menschen nicht allein durch den Wald zu gehen vermögen, ohne von unerhörten Eindrücken erfüllt zu werden. Jeder Baum erscheint ihnen als das was er ist: als Persönlichkeit. Und so stehen sie mit verschränkten Ästen in hohen Reihen dahin mit angehaltenem Atem, wenn der Wind in den Zweigen schläft. Nun scheint es, als ob jeder Baum sein individuelles Gesicht bekäme und zusehe. Das ruhige Zusehen jedes Einzelnen vergrößert die Wucht des Schweigens, die ein Bangen in die Brust legt und ein großes Horchen

und Schauen der Seele auferlegt. Menschen, die aus dem Walde kommen, haben die innere Weite dieses Horchens und Schauens, an dem Glanz ihrer Augen und der Spannung ihrer Züge ist zu erkennen, daß sie von dem mystischen Geist, der in den Bäumen ist, mehr ergriffen sind als sonst. Sie kommen aus dem Heiligtum. Der Glaube, der in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes die Bäume mit Ehrfurcht umschwebte, ist mächtiger als die Überlegenheit ihres Verstandes. Der gute und böse Zauber, von dem die Märchen voll sind, wird in den Seelen wach, wenn sie allein in der grünen Dämmerung des Waldes wandeln. Die vielverzweigten Wurzeln und die dunkle Höhle, der einsame Sonnenstrahl, der durch die Dämmernacht fällt, sind bedeutungsvoll und selbst der Vogelruf wird eine Sprache. So groß ist die Macht der Bäume, daß mit der Ehrerbietung zugleich Furcht erwecken. Ehrfurcht. Sie läßt nicht nach, wenn der Wald zurücktritt, und der einzelne Baum sich aus der Gemeinschaft absondert. Einer uralten Überlieferung gemäß, war die Hütte um einen Baum gebaut, denn der Baum bedeutet Gottesnähe. Bis auf den heutigen Tag befindet sich in der Nähe der alten Gehöfte einer oder mehrere alte Bäume. Meistens ist es die Linde, der Nußbaum, der Ahorn, zuweilen die Pappel. Oft treten sie in einem schützenden Ring an das Haus heran, wie es heute noch allgemein in ganz Holland zu sehen ist. Um Bäume zu schützen oder auszuzeichnen, liebt man es, ihre Heiligkeit in einem Zeichen sichtbar zu machen, durch ein Kreuz, ein Andachtsbild, ein sogenanntes ewiges Licht, durch einen Spruch, oder durch eine Gedächtnistafel, als die schönste Art Denkmal, das einem Menschen gesetzt werden kann. Ein Land, eine Stadt, ein Dorf

oder ein einzelnes Haus mit schönen Bäumen sind schön. Sie danken den Bäumen den wesentlichsten Teil ihrer Schönheit. Die Künstler haben zu allen Zeiten sich zum Baumkult bekannt und die Werke der niederländischen Landschafter, ferner zahlreicher deutscher Künstler seit Schwind und Richter, in neuerer Zeit die Dachauer, unter diesen namentlich Dill, ferner die Worpsweder und viele andere Künstler, wie Thoma, Leistikow, Liebermann usw. haben schöne Waldpredigten durch ihre Bilder erschaffen. Die Kunst sollte zur Natur hinführen, weil eines nur durch das andere zu begreifen ist. Leider hat die Wirkung nach dieser Richtung völlig versagt und so ist es gekommen, daß die Kunstpflege noch keinen aktiven Wert im Leben darstellt. Auch die Kurzsichtigkeit und der Egoismus sder heutigen Geschlechter ist mit daran schuld, daß leichten Herzens zerstört und nur widerwillig für die nachkommenden Generationen gesorgt wird. Drei Menschenalter erfordert es, um stattliche Bäume die geschlagen worden sind, wieder in annähernder Schönheit zu ersetzen. Daran sollten wir denken, wie wir einen Stamm niederlegen. Um schöne Bäume zu ziehen, bedarf es der Geduld und der Fürsorge, die weit über eine Generation hinausreicht, einer Eigenschaft, die den Ruhmessinn vergangener Adelsgeschlechter ersetzt, denen wir aus diesem Grunde die Überlieferung schöner Gärten und Naturparks zu verdanken haben. Die Notwendigkeit eines guten Bauholzes ist eine der vielen anderen Notwendigkeiten, für die schöne Bäume zu sorgen haben, und bei der Pflanzung mit zu bedenken; aber gerade dieses Bedenken nötigt zu jener großen Umsicht. Unsere neuen Forste, die Holz zu liefern haben, leiden unter der allzu kurz-

atmigen Ausnutzung, die dem Wachstum keine Entwicklungszeit gönnt. Diese Unzulänglichkeit, die sich nach mehr als einer Richtung ausdrückt, legt die Pflicht vermehrter Schonung schöner Bäume auf. Wer ohne zwingenden Grund einen stattlichen Baum fällt, begeht das Ungeheuerliche eines Mordes. Er tötet nicht ein Leben, sondern viele, er schändet die Landschaft und raubt ihr eine Quelle der Nahrung, der Fruchtbarkeit und der Schönheit. Wegen eines Neubaues einen schönen Baum oder eine alte Anlage von Hecken und wertvollen Gesträuchern niederzulegen, ist strafbar. Es entspringt keiner Notwendigkeit, denn die Anlage eines neuen Werkes kann mit einem solchen Naturbestand rechnen und daraus die besten Mittel einer künstlerischen Durchführung gewinnen.

Die große Wichtigkeit eines guten Baumbestandes für das Klima, für die Fruchtbarkeit, für die Erhaltung der heimischen Singvögel und Insektenfresser ist allbekannt, obzwar viel gegen diese Erkenntnis verstoßen wird. Unter all den Annehmlichkeiten für das Dasein soll hier nur die Schönheit als seelischer und künstlerischer Wert hervorgehoben werden, um zu betonen, daß die Schönheit mit den praktischen Annehmlichkeiten eng verknüpft ist und nicht geschmälert werden kann, ohne daß es eine Einbuße nach der realen Seite des Lebens hin ergibt. Mit Beziehung auf die Erhaltung schöner Bäume wurde kürzlich der öffentliche Antrag gestellt, gewisse einzelne Naturbezirke nach dem amerikanischen Beispiel als eine Art natürliches Museum zu erhalten. Es kann sich dabei natürlich nur um einige, winzige, weithin verstreute Fleckchen auf der großen, deutschen Erde handeln. Diese kleinen Naturbezirke sollen von der utilitarischen Ausnützung verschont

bleiben. Ein solcher Vorschlag ist bei aller Gutmeinung ein trauriges Zeichen der Zeit. Er enthält, wenn nicht die Aufforderung, so doch die stillschweigende Erlaubnis, mit dem übrigen weitaus größten Teil des Weltantlitzes rücksichtslos zu verfahren, wie es das Wesen der Willkür ist. Es gibt natürlich eine Notwendigkeit des Zerstörens, wie es eine Notwendigkeit des Aufbauens gibt, und keine polizeiliche Maßregel kann verhindern, daß die Welt den Ausdruck der Häßlichkeit empfängt, wenn Häßlichkeit in der Gesinnung liegt. Die Folgen davon werden ebenfalls nicht ausbleiben und zum Teil tragen wir heute schon daran. Aber sie sind die wahren Mahner, die zur Umkehr drängen. Es entspringt einem unwillkürlichen Akt der Selbständigkeit, daß unter den Händen einer jeden Generation die Weltform ein anderes Gesicht zeigt. Unser Anliegen kann nur sein, daß dieses Gesicht von den schönsten Gesinnungen und von der Sehnsucht zum Schönen beseelt sei. Wenn dieser Gedanke erweckt und ins Volk getragen wird, so ist unendlich mehr getan, als durch die Abgrenzung und Konservierung einzelner kleiner Striche. Die Heiligkeit schöner Bäume und die Notwendigkeit ihrer Neupflanzung und Pflege, wird wie alles, was der Schönheit dient, auf Grund dieser Gesinnung als praktische Lebensnotwendigkeit erkannt werden. Die Baumpredigt gilt für Vieles aus dem Bereich des Schönen, das zugleich ein Notwendige darstellt. Eine lebendige Kunst haben wir erst dann, wenn sie in allem wirksam ist, was wir tun oder erschaffen.

Ich kann es mir nicht versagen, das Beispiel einer solchen werktätigen Gesinnung anzuführen. Professor Conventz erzählte uns auf dem Münchener Heimat-Schutz-Kongreß eine liebliche

Baumsage, die den Vorzug hat ein persönliches Geschehnis unserer Zeit zu sein. Es wird darin von dem Münchener Künstler Architekt Gabriel v. Seidl erzählt, daß er in der Umgebung seines oberbayrischen Sommersitzes einen schönen Lärchenbaum, der zu seinen Lieblingsbäumen gehört, dadurch vor dem Gefälltwerden schützte, daß er den Baum mit dem Kreuzzeichen versah. Der Baum war sichtbar geheiligt und geschont. Der feine Zug des Künstlers war von seiner Umgebung wahrgenommen worden und die nächste persönliche Festgelegenheit brachte ihm eine eigenartige Überraschung: Jedes Familienmitglied hatte einen der Lärchenbäume erworben und dem Gefeierten daraus eine Schenkung gemacht. So blieb der Lärchenbestand erhalten. Es ist des Künstlers Baumpredigt, die ein Echo finden möge. Baumstiftungen gehören zu den edelsten und vielleicht auch wirksamsten Formen des Naturschutzes. Heute schon geht die Klage durch viele Gegenden, daß es an Bäumen fehle, und daß das Holz immer rarer würde. Wenn das Holz immer rarer wird, dann werden auch andere kostbare Güter, die der Baumsegen bringt, immer seltener. Die Fabrikation von Möbeln, Spielzeug und sonstigen Holzartikeln läßt allerdings ganze Wälder durch das Messer oder durch die Maschine gehen, aber es sollte unter keinen Umständen so weit kommen dürfen, daß die Landschaft mit allem, was in ihr lebt, den Menschen und dem Getier des Schutzes entbehren soll, den ihr ein mit Liebe gepflegter Baumstand gewährt. Es würde niemals so weit kommen, wenn in rechter Zeit für das Neupflanzen gesorgt wäre. Vor 150 Jahren wurden in gewissen Schweizer Gegenden große Nußbaumbestände gepflanzt mit der Voraussicht, daß die Urenkel Nußholz



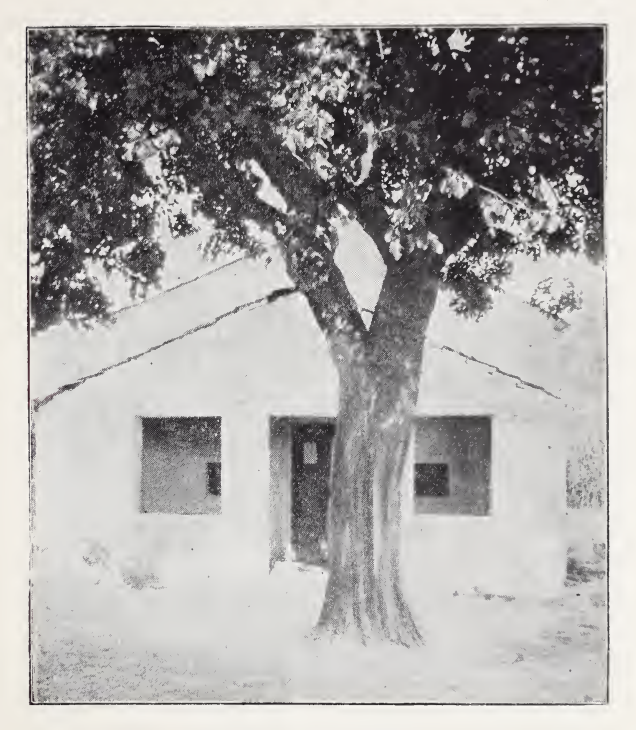
Baum und Kapelle.

Die Pflanze als Architektur. (Baumpredigt.)



Cypressen vor dem Hause.

Die Pflanze als Architektur. (Baumpredigt.)



Baum und Kapelle.

Die Pflanze als Architektur. (Baumpredigt.)



Die Pflanze als Architektur. (Baumpredigt.)

dringend brauchen würden. Die fürsorglichen Großväter und Urgroßväter dachten allerdings an Gewehrkolben, die ihrer Meinung nach von den Urenkeln gebraucht würden. Sie hätten aber ebenso gut an eine bessere Verwendungsart denken können. Das entscheidende und rühmliche besteht darin, daß sie überhaupt daran dachten, daß die nachkommenden Generationen Bedarf an dem Gute haben würden, dessen sie reichlich teilhaft waren, und daß sie für den Nachwuchs sorgten. Auch Holland bietet ein einzigartiges Vorbild für eine umfassende Baumpflege. Keine Straße, die nicht von stattlichen Baumreihen besäumt wäre. Sie sind ein Segen des Landes, Schönheit und Schutz für die Erde, für das Leben, für das Haus. Wo bleiben unsere Länderstriche in diesem Vergleich? Wieviel fehlt noch, bis wirklich alles getan ist! Es genügt nicht, die Reste des Gutes zu erhalten, und sie als Museumsstücke zu konservieren, es liegt vielmehr daran, die Schönheit, den Bestand zu vermehren und den verlorenen Reichtum an Schönheit und wahren Lebensgütern neuzuschaffen. Es bedarf gewiß großer Anstrengung und unermüdlicher Geduld, aber wir können nicht hoffen auf andere Art Dauerndes hervorzurufen. Die Natur läßt sich nicht drängen, sie läßt sich nicht in das Tempo unserer überhasteten Arbeitsweise hineinhetzen. In ihr beruht der Grundsatz, daß eine Sache in demselben Maße schlechter wird, als ihr Werden über die natürliche Entfaltungsmöglichkeit hinaus beschleunigt wird. Was an Zeit gewonnen wird, geht an Qualität verloren. Die Heutigen, die sich zu dem praktischen Baumkult rüsten, werden die Früchte ihrer Arbeit nicht genießen. Es ist eine Arbeit, die mit der großen Gesinnung verbunden ist, daß jede gute Leistung sich dann bewährt.

wenn sie über ein Einzelleben hinausreicht. Der Ewigkeitsgedanke jeder schöpferischen Arbeit liegt im Geiste des Baumkultes. Aber schon der Gedanke ist berückend, und spornt zur Tat, daß einmal die Landstraße, die Raine, die Gräben, die Wasserläufe, die Feldwege, die Gartenmauern, die Straßen des Dorfes und der Stadt, vor allem in dem neuen Begriff die Gartenstadt, wieder reichbelaubt sind, von hohen schönen Wipfeln beschattet, von lebenden Hecken besäumt, bewohnt vom Lied des Vogels und vom Sang des Windes. Tausendfach praktische Rücksichten gibt es, die zu dieser Arbeit verpflichten und selbstverständlich sind. Denn es ist die schönste und reichste Erkenntnis des künstlerischen Trachtens, daß eine ursprüngliche Harmonie besteht, zwischen den materiellen und geistigen Kräften, wonach das höchste Maß erfüllbarer Schönheit mit dem höchsten Maße zweckdienlicher, praktischer Anwendung identisch ist. Wie denn alle Natur und Kunst, auch im höchsten Sinne angewandt ist. Alle Fruchtbarkeit liegt in diesem Gedanken. Im Volke lebt eine schöne Ehrerbietung, die uns heißt, daß wir uns jedesmal verneigen, wenn wir an einem einfachen Hollunderbaum vorüberkommen. So reich ist seine Anwendung für das Leben, seine Fruchtbarkeit und Schönheit. Er ist ein Freund des menschlichen Hauses, wie die meisten unserer Bäume. Alles was er gibt, ist in irgend einer Art ein Wert für uns, seine Wurzeln, die Blätter, die Blüten, die Früchte, das Mark, das Holz, sein Schatten, seine Genügsamkeit, sein Duft und seine Lieblichkeit. Aber sind nicht die meisten, fast alle unserer heimlich gewordenen Bäume im gleichen Maße und aus gleichen Gründen verehrungswürdig, der Nußbaum, die Linde, die Eiche, der orakelreiche Pflaumenbaum

und alle heimischen Obstbäume? Noch in den schönen großmütterlichen Schränken aus den edlen heimischen Hölzern gefertigt, sind von dieser Glorie umwebt, die, lebendigen Bäumen zukamen und verständige Hände, wie jene der Großmütter, sind von zärtlicher Sorgfalt beseelt, für jenes köstliche Hausgerät, als ob es noch einen Schimmer von dem persönlichen Dasein bekannter und geliebter Bäume besäße. Das ist in der Tat so, und es besteht ein intimes Verhältnis, wenn man die Bäume gekannt und gewählt hat, aus denen das Haus gebaut und das Möbel gefertigt wurde. Die Vorzüglichkeit der Arbeiten früherer Zeiten ist eng verbunden mit dem Natursinn, der das Wachstum, die Pflege und die umsichtige langsame Vorbereitung des Materials ins Auge faßt. Es gehört einer alten Bauregel an, daß man die Zeit des Holzfällens richtig wähle, die Stämme nach ihrem Standort untersuche und das gefällte Bauholz drei Jahre lang unter einem luftreichen, trockenen Schuppen liegen lasse. Die Schönheit der alten Arbeit hängt zum besten Teil von der Güte des Materials und der Sorgfalt der Behandlung des Materials ab. Im heutigen Arbeitsbetrieb hat diese Art von Naturgefühl und Materialgefühl wenig mehr zu tun. Es ist ein Verlust, der sich in dem Rückgang der Kultur ausdrückt.

Die Mühen der Baumpflege werden erst in späteren Generationen belohnt werden können. Wie mühsam und hart und scheinbar undankbar die Aufgabe ist, sie wird doch geschehen müssen und die Hoffnung der künftigen Schönheit, die gleichzeitig ein materielles Gut darstellt, muß hinreichen, die lange Frist des Werdens zu ertragen. Wenn der Baumkult wieder zu den Angelegenheiten der deutschen Seelenbildung gehört, dann

wird der Lebensdrang das Seinige tun, damit die Natur, die so stark von unserem Wirken abhängt, das Wesen unseres neuen künstlerischen Empfindens empfängt. Die Vorfrühlingslandschaft in einem Weingebirge gleicht einem Pfirsichblütenmeer. Einem Märchentraum von Schönheit, der Begebenheit ist. Wir können das Wunder nicht erleben, ohne getrieben zu sein, den Zauber zu erhalten und zu vermehren, und wir tun es, in der frohen Gewißheit, daß das Gebot des Schönheitssinnes eine Nützlichkeit erfüllt, die alle Anstrengung wert ist. Wir können die genügsame und unermüdliche Tanne nicht sehen, die um die kahle und harte Stirne der Felswand ein schützendes grünes Band schlingt, ohne daß wir sie als Schutzgeist verehren, der die Täler vor der Gefahr der Versandung und Verschüttung bewahrt und ohne, daß wir die Kraft und Zähigkeit, ihren wunderbaren Instinkt bewundern, mit dem sie sich in die unerbittliche Kargheit des Felsens an dem sie hängt und des Himmels, der sie bedräut siegreich behauptet. Sie ist ein Symbol für die harte Arbeit im Dienste des Schönen und Guten, die getan werden muß, und zu deren Vollendung nicht die einzelne Kraft des Geschlechtes und nicht ein Geschlecht, sondern die ewige Folge der Geschlechter ausreicht.

Von dem Verfasser sind u. a. noch folgende Werke erschienen:

DAS MODERNE LANDHAUS (Anton Schroll & Co., Wien).

DIE MODERNE WOHNUNG UND IHRE AUSSTATTUNG (Wiener Verlag, Wien).

DEUTSCHE KINDERREIME (Wiener Verlag, Wien).

VOLKSTÜMLICHE KUNST (Gerlach & Wiedling, Wien).

DREI PUPPENSPIELE (Numerierter Privatdruck im Selbstverlag).

VOM EMPIRE ZUM BIEDERMEIER (Julius Hoffmann, Stuttgart).

SCHÖNE GARTENKUNST (Paul Neff, Verlag, Max Schreiber, Esslingen a. N.)

DIE VOLKSWIRTSCHAFT DES TALENTS (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig).

„DER KLEINE TISCHLER“ (Dürer-Bund-Flugschrift) (G. D. W. Callwey, München).

ZWECKBEGRIFF UND MATERIALSPRACHE (Strecker & Schröder, Stuttgart).

WENN DU VOM KAHLENBERG, Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird (Akademischer Verlag Wien).

Ferner, gegenwärtig im Druck befindlich:

DER GESCHMACK IM ALLTAG. Ein Lebensbuch zur Pflege des Schönen (Gerhard Kühtmann, Dresden).

Ferner in Druckvorbereitung:

GESCHICHTE DER MODERNEN BEWEGUNG (Klinckhard & Biermann, Leipzig).

DIE MIETWOHNUNG.

HOLLÄNDISCHE REISEBILDER. Ein Beitrag zum Kunstgenuß auf Reisen.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.